This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

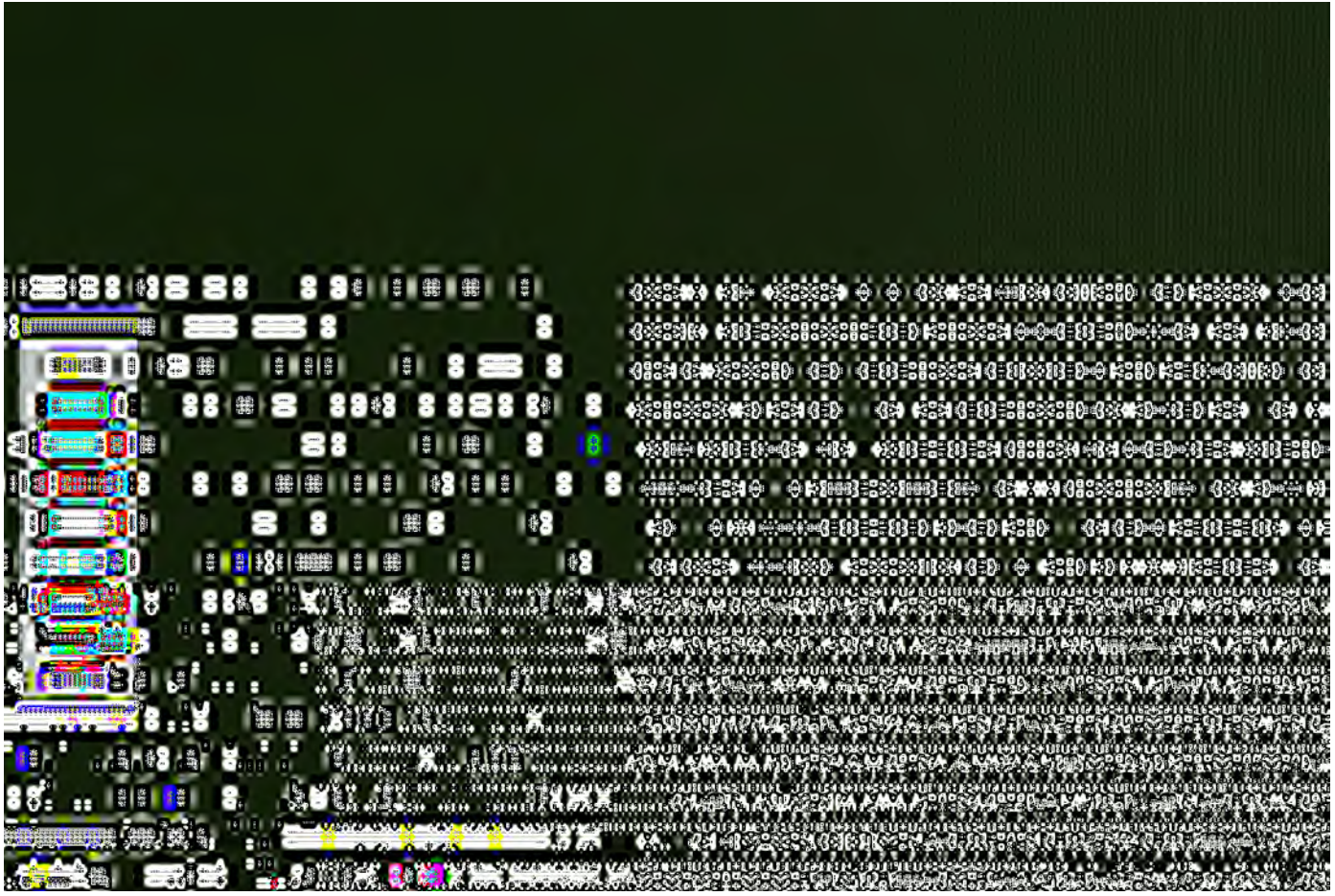
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



13522

# Goethes Sprüche in Prosa

## Maximen und Reflexionen

Herausgegeben und eingeleitet
von Herman Krüger-Westend

Erschienen
im Insel-Verlag zu Leipzig 1908

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
563222 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

# Zur Einführung

31X498

Maximen und Reflexionen: Grundsätze und Betrachtungen! Nirgendwo, wenn wir vom „Faust" absehen, offenbart sich Goethes vollkommene Menschlichkeit, die harmonische Schönheit seines Gemüts, die weltumfassende Kraft seines Geistes so herrlich als in diesen schmucklos-schlichten Aussprüchen. Eine unversiegliche Quelle edelsten Genusses, eine ewig reiche Fundgrube tiefer Weisheit, so tragen die „Sprüche in Prosa" unvergängliche Dauer in sich. Sie gewähren einen unmittelbaren Anteil an Goethes ureigenem Dasein, indem sie uns seine innerste Überzeugung in Leben und Literatur, in Kunst und Wissenschaft erschließen, indem sie uns den Weg zu gehen lehren, den er selbst geschritten ist, den Weg vom Einzelnen, Beschränkten hinaus ins Allgemeine, Sittliche.

Maximen: Grundsätze, die von des Dichters strenger Selbstzucht und der Höhe seines ethischen Ideals zeugen; Reflexionen: Betrachtungen, in denen sich seine geniale Erkenntnis von Welt und Menschheit kundtut; für Goethe ist keine dieser beiden Betätigungen ohne die andere denkbar. Seine Maximen sind nicht starre Sittenregeln eines weltabgewandten Eiferers, es sind durchgeistigte Normen humanster Sittlichkeit, entsprungen aus wohlwollender Beobachtung des problematischen Erdentreibens, die darum niemals den Blick auf reale Verhältnisse verlieren; auf der anderen Seite beschränkt sich seine Reflexion nicht auf die Sammlung nackter Einzelfälle: er entkleidet das einzelne Geschehnis seines beschränkenden, verfälschenden Individualdaseins und macht es zum Symbol und vollgültigen Vertreter sittlicher Kräfte. Das eben ist Goethes „Maxime", „das Einzelne zur allgemeinen Weihe" zu rufen; von hier aus nimmt das klassizistische Kunstideal der „Weimarischen Kunstfreunde" seinen Ursprung, hier

entſpringt die bedeutungsvolle Lehre vom „Urphänomen“ in den Naturwiſſenſchaften. Daher auch, wenn wir nach dem unmittelbaren Anlaß der verſchiedenen Ausſprüche fragen, ſo werden wir immer auf ein beſtimmtes Ereignis, auf eine beſtimmte Erfahrung Goethes verwieſen; wir ſehen dann mit Staunen, wie ſich der wunderſame Bund vollzieht, den die dichteriſche Tendenz zum Konkret-Realen abſchließt mit ethiſch-philoſophiſchem Abſtraktionstrieb. „Der Menſchenverſtand“, heißt es auf S. 42, „wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren ... Praktiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit“. Woher dieſe merkwürdige Hervorhebung: Männer und Frauen, da doch die Geſamtbezeichnung: Menſchen vollauf genügt hätte? Woher anders, wenn nicht aus lebendigſter, ganz eigentlich ſinnenfälliger Vergegenwärtigung beſtimmter Erlebniſſe? Hier alſo ſind die Spuren des konkreten Falles nicht völlig getilgt, den Goethe im Auge hatte; aber auch der allgemeinſte Satz, der in wortkarger Geſchloſſenheit ſelbſt für den leiſeſten Hinweis auf ſeine Veranlaſſung keinen Raum mehr bietet, iſt darum nicht weniger die unmittelbare Frucht eines realen Geſchehniſſes. In dieſem Sinne nennt Max Hecker die Sprüche „kondenſierte Lebensereigniſſe“, die ſittlich-intellektuelle Urphänomene umſchreiben, und trifft damit den Kern.

Hierauf beruht nun auch der biographiſche Wert unſerer Sammlung. Iſt es die Gelegenheit, aus der heraus dieſe Betrachtungen geboren worden ſind, ſind dieſe Worte voll Tiefſinn und Milde den Atemzügen vergleichbar, aus denen ſich das Leben der Seele zuſammenſetzt, ſind dieſe wechſelnden Bilder der ununterbrochene Fluß der Augenblicksbilder, die am Auge vorüberziehen — ſo iſt ihre Geſamtheit die Summe, die wir aus Goethes Daſein ziehen, ſo iſt ſie

ein Spiegel seines Lebens, des inneren und äußeren. Und daher der schier unübersehbare Reichtum von Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen. Allgemeingültige Lebensweisheit wechselt mit feinsinnigen oder tiefgründigen Bemerkungen über Künste und Künstler; Politik und praktisches Leben, Zivilisation und Literatur werden hellen Blickes gemustert; den geliebten Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen gilt vornehmlich Gunst und Aufmerksamkeit. Liebe und Zorn werden laut; Schillers verklärte Gestalt wandelt vorbei, in dämonischer Größe erheben sich Napoleon und Byron, und, zur Karikatur in blindem Hasse verzerrt, zeigt sich der geschmähte Newton.

Wir werfen einen flüchtigen Blick auf die äußere Geschichte der Sammlung.

Die ersten Maximen und Reflexionen hat Goethe in den „Wahlverwandtschaften" (1809) veröffentlicht unter der Überschrift: „Aus Ottiliens Tagebuch." Größere und kleinere Gruppen fanden dann (seit 1818) in den zwanglos erscheinenden Zeitschriften „Kunst und Altertum", „Zur Naturwissenschaft" und „Zur Morphologie" als willkommene Lückenbüßer Verwendung. Schließlich: da sich das Manuskript der „Wanderjahre", womit drei Bände der Ausgabe letzter Hand gefüllt werden sollten, als zu schmal für diesen Umfang erwies, halfen aus solcher Verlegenheit die Maximen und Reflexionen, von denen die beiden großen Gruppen „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" und „Aus Makariens Archiv" (zusammengestellt im März 1829) den „Wanderjahren" angefügt wurden. Damit entsprach Goethe aber nur einer äußeren Notwendigkeit. Er hatte bald eingesehen, daß den „Sprüchen" in Wahrheit ein selbständiger Platz gebühre. Und so beauftragte er Eckermann am 15. Mai 1831, diese „einzelnen Sachen" später in Gemein-

ſchaft mit den Aphorismen ſeines Nachlaſſes beſonders zu veröffentlichen. Eckermann berichtet in den „Geſprächen“: „Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunſt bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunſtgegenſtände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwiſſenſchaften im allgemeinen, ſowie alles Ethiſche und Literariſche in einen gleichfalls paſſenden Band dereinſt zu verteilen habe.“ Hiermit war nun zwar den Maximen und Reflexionen ihre Sondereriſtenz wiedergegeben; aber das Prinzip der Anordnung erwies ſich als undurchführbar.

Riemer und Eckermann, die bei jeder neuen Ausgabe von Goethes Werken auf Vermehrung der Maximen und Reflexionen bedacht geweſen ſind, haben ſich damit begnügt, die von Goethe veröffentlichten Gruppen in willkürlichſter Weiſe aneinander zu reihen und gelegentlich einen Spruch aus der einen Gruppe in die andere zu verpflanzen; ihre Arbeit, die erſt 1840 (im 3. Bande der „vierzigbändigen“ Ausgabe) ihren Abſchluß gefunden, hat uns ein Korpus der „Sprüche in Proſa“ überliefert, wie es unüberſichtlicher nicht gedacht werden kann. Doch iſt dieſes Korpus maßgebend geblieben, auch für die Ausgabe Guſtav v. Loepers, des feinſinnigen, viel beleſenen Kommentators. Hier aber, wie überall, fordert die geſchichtliche Folge ihr Recht. Was Goethe wohldurchdacht zuſammengefügt hat, ſollen und können wir nicht trennen, und nur die Betrachtungen aus dem Nachlaß mag man nach Goethes Vorſchlag zuſammenzuſtellen verſuchen.

Eine Erweiterung der Maximen und Reflexionen hat die Weimarer Ausgabe gebracht. Das vollſtändige Material liegt jetzt in ſtreng authentiſcher Faſſung nach den Handſchriften des Goethe- und Schiller-Archivs in dem von Max Hecker mit reichen wiſſenſchaftlichen Erläuterungen

herausgegebenen 21. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft vor. Diese mustergültige Ausgabe wird für den Forscher ihre Bedeutung behalten; dem großen Kreis der Gebildeten aber wird eine Volksausgabe ohne gelehrten Apparat willkommen sein, wie sie hier im Anschluß an die Publikation der Goethe-Gesellschaft dargeboten wird. Dieser Charakter unserer Ausgabe hat auch einige Kürzungen im Texte notwendig gemacht; doch sind es nur wenige Sprüche unbedeutenden Inhaltes, wörtliche Entlehnungen und allzu spezielle, ohne größeren Kommentar unverständliche Betrachtungen, die beiseite gelassen worden sind. Das freundliche Interesse, das die Goethe-Gesellschaft unserer Ausgabe bekundet hat, sei hier dankbar anerkannt. Zu ganz besonderem Dank sind Verlag und Herausgeber Herrn Dr. Max Hecker in Weimar verpflichtet, der in uneigennützigster Weise an der Herausgabe dieses Buches mitgearbeitet hat.

Goethe sagt in seiner Spruchweisheit, daß Maximen dem Hörenden nicht alles deutlich machen können, was dem Ausübenden einleuchtet. Die Maximen und Reflexionen wollen mit aufmerksamer Betrachtung gelesen sein. Sie sind Trostspenden für jedes Alter, für jede Lebenslage, für jede Individualität und weisen den Weg zur inneren Freiheit im edelerhabenen Sinne des Großen von Weimar.

# Maximen und Reflexionen

## Aus den Wahlverwandtschaften

(1809)

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken, der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht.

Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.

Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegeneinander obwaltet.

Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter als durch das, was ſie lächerlich finden.

Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Kontraſt, der auf eine unſchädliche Weiſe für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der ſinnliche Menſch lacht oft, wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein inneres Behagen kommt zum Vorſchein.

Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. „Es iſt das einzige Mittel", verſetzte er, „ſich zu verjüngen, und das will doch jedermann."

Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.

Gewiſſe Mängel ſind notwendig zum Daſein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſein, wenn alte Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten.

Man ſagt: „Er ſtirbt bald", wenn einer etwas gegen ſeine Art und Weiſe tut.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns kultivieren? Solche, die den andern eher ſchmeicheln als ſie verletzen.

Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte.

Unſre Leidenſchaften ſind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, ſteigt der neue ſogleich wieder aus der Aſche hervor.

Große Leidenſchaften ſind Krankheiten ohne Hoffnung. Was ſie heilen könnte, macht ſie erſt recht gefährlich.

Die Leidenſchaft erhöht und mildert ſich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelſtraße vielleicht wünſchenswerter als im Vertrauen und Verſchweigen gegen die, die wir lieben.

Man nimmt in der Welt jeden, wofür er ſich gibt; aber er muß ſich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

Man kann der Geſellſchaft alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat.

Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen ſteht.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Beſuchenden mancherlei auszuſetzen haben, daß wir ſogleich, wenn ſie weg ſind, über ſie nicht zum liebevollſten urteilen; denn wir haben ſozuſagen ein Recht, ſie nach unſerm Maßſtabe zu meſſen. Selbſt verſtändige und billige Menſchen enthalten ſich in ſolchen Fällen kaum einer ſcharfen Zenſur.

Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren notwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.

Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Wie kann der Charakter, die Eigentümlichkeit des Menschen mit der Lebensart bestehen?

Das Eigentümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem sein.

Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.

Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmütigkeit verborgen liegt, so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen.

Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Zivilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.

Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächer-

lich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!

Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünſchte zu beſitzen.

Niemand iſt mehr Sklave, als der ſich für frei hält, ohne es zu ſein.

Es darf ſich einer nur für frei erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, ſich für bedingt zu erklären, ſo fühlt er ſich frei.

Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Es iſt was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zugute tun.

Es gibt, ſagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrſcheinlich ſeinesgleichen zu ſchätzen wiſſen.

Es gibt keinen größern Troſt für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unſterblich ſei.

Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zuſammen.

Man hält die Menſchen gewöhnlich für gefährlicher, als ſie ſind.

Toren und geſcheite Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.

Man weicht der Welt nicht ſicherer aus als durch die Kunſt, und man verknüpft ſich nicht ſicherer mit ihr als durch die Kunſt.

Selbſt im Augenblick des höchſten Glücks und der höchſten Not bedürfen wir des Künſtlers.

Die Kunſt beſchäftigt ſich mit dem Schweren und Guten.

Das Schwierige leicht behandelt zu ſehen, gibt uns das Anſchauen des Unmöglichen.

Die Schwierigkeiten wachſen, je näher man dem Ziele kommt.

Säen iſt nicht ſo beſchwerlich als ernten.

# Aus Kunst und Altertum

(1818)

Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten, wenn sie sich mit edlen heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener, da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem, weil er ihn nach eigner Weise behandelt.

Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher Ausdruck des Natürlichen sein soll. Gegenstände, die nach beiden Seiten hinweisen, sind die günstigsten.

Das Naive als natürlich ist mit dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

(1820)

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen ſind, daß wir uns für Perſonen, für Gegenſtände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge ſogleich verſchwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns feſt, die uns unbegreiflich ſcheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtſein und begreifen, daß ein Irrtum ſo gut als ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die Tat überall entſcheidend iſt, ſo kann aus einem tätigen Irrtum etwas Treffliches entſtehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht. So iſt das Hervorbringen freilich immer das Beſte, aber auch das Zerſtören iſt nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarſte Irrtum aber iſt derjenige, der ſich auf uns ſelbſt und unſere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geſchäft, einem ehrſamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachſen ſind, daß wir nach einem Ziel ſtreben, das wir nie erreichen können. Die daraus entſpringende Tantaliſch-Siſyphiſche Qual empfindet jeder nur um deſto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch ſehr oft, wenn wir uns von dem Beabſichtigten für ewig getrennt ſehen, haben wir ſchon auf unſerm Wege irgend ein anderes Wünſchenswerte gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren ſind.

(1821)

Wenn der Menſch alles leiſten ſoll, was man von ihm fordert, ſo muß er ſich für mehr halten, als er iſt.

Solange das nicht ins Abſurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Geſellen.

Gewiſſe Bücher ſcheinen geſchrieben zu ſein, nicht damit man daraus lerne, ſondern damit man wiſſe, daß der Verfaſſer etwas gewußt hat.

Es iſt weit eher möglich, ſich in den Zuſtand eines Gehirns zu verſetzen, das im entſchiedenſten Irrtum befangen iſt, als eines, das Halbwahrheiten ſich vorſpiegelt.

Die Luſt der Deutſchen am Unſichern in den Künſten kommt aus der Pfuſcherei her; denn wer pfuſcht, darf das Rechte nicht gelten laſſen, ſonſt wäre er gar nichts.

Es iſt traurig anzuſehen, wie ein außerordentlicher Menſch ſich gar oft mit ſich ſelbſt, ſeinen Umſtänden, ſeiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beiſpiel: Bürger.

Die größte Achtung, die ein Autor für ſein Publikum haben kann, iſt, daß er niemals bringt, was man erwartet, ſondern was er ſelbſt auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

Die Weisheit iſt nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre, kann es jeder bemerken, wenn ich lüge, nicht.

Der Deutſche hat Freiheit der Geſinnung, und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geſchmacks- und Geiſtesfreiheit fehlt.

Iſt denn die Welt nicht ſchon voller Rätſel genug, daß man die einfachſten Erſcheinungen auch noch zu Rätſeln machen ſoll?

Das kleinſte Haar wirft ſeinen Schatten.

Was ich in meinem Leben durch falſche Tendenzen verſucht habe zu tun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunſt, vorzüglich wenn ſie von Demut begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt ſich zum letzten Male der Staub gewaltſam, der nun bald für lange getilgt ſein ſoll.

Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz; nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der alles entſtellt.

Man würde einander beſſer kennen, wenn ſich nicht immer einer dem andern gleichſtellen wollte.

Ausgezeichnete Perſonen ſind daher übler dran als andere: da man ſich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man im Augenblick klüger ſei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktſchreier geben Zeugnis.

Nicht überall, wo Waſſer iſt, ſind Fröſche; aber wo man Fröſche hört, iſt Waſſer.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von ſeiner eigenen.

Der Irrtum iſt recht gut, ſolange wir jung ſind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.

Alle travers, die veralten, ſind unnützes ranziges Zeug.

Die Natur gerät auf Spezifikationen wie in eine Sackgaſſe: ſie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausſpräche, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Menſch über ſein Phyſiſches oder Moraliſches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank.

Es iſt eine Forderung der Natur, daß der Menſch mitunter betäubt werde, ohne zu ſchlafen; daher der Genuß im Tabakrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

Dem tätigen Menſchen kommt es darauf an, daß er das Rechte tue; ob das Rechte geſchehe, ſoll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Geſetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punktierung der Körper iſt eine Rückkehr zur Tierheit.

Geſchichte ſchreiben iſt eine Art, ſich das Vergangene vom Halſe zu ſchaffen.

Was man nicht verſteht, beſitzt man nicht.

Nicht jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird produktiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Es gibt nichts Gemeines, was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoriſtiſch ausſähe.

Es bleibt einem jeden immer noch ſoviel Kraft, das auszuführen, wovon er überzeugt iſt.

Das Gedächtnis mag immer ſchwinden, wenn das Urteil im Augenblick nicht fehlt.

Die ſogenannten Naturdichter ſind friſch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, ſtockenden, manierierten Kunſtepoche zurückgewieſene Talente. Dem Platten können ſie nicht ausweichen, man kann ſie daher als rückſchreitend anſehen; ſie ſind aber regenerierend und veranlaſſen neue Vorſchritte.

Keine Nation gewinnt ein Urteil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urteilen kann. Zu dieſem großen Vorteil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

Anſtatt meinen Worten zu widerſprechen, ſollten ſie nach meinem Sinne handeln.

Die Natur verſtummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage iſt: Ja! ja! Nein! nein! Alles übrige iſt vom Übel.

Die Menſchen verdrießt's, daß das Wahre ſo einfach iſt; ſie ſollten bedenken, daß ſie noch Mühe genug haben, es praktiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich verwünſche die, die aus dem Irrtum eine eigene Welt machen und doch unabläſſig fordern, daß der Menſch nützlich ſein müſſe.

Eine Schule iſt als ein einziger Menſch anzuſehen, der hundert Jahre mit ſich ſelbſt ſpricht und ſich in ſeinem eignen Weſen, und wenn es auch noch ſo albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Eine falſche Lehre läßt ſich nicht widerlegen; denn ſie ruht ja auf der Überzeugung, daß das Falſche wahr ſei. Aber das Gegenteil kann, darf und muß man wiederholt ausſprechen.

Alle Gegner einer geiſtreichen Sache ſchlagen nur in die Kohlen, dieſe ſpringen umher und zünden da, wo ſie ſonſt nicht gewirkt hätten.

Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.

Das längſt Gefundene wird wieder verſcharrt; wie bemühte ſich Tycho, die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür ſie Seneca längſt anerkannt!

Gewiſſen Geiſtern muß man ihre Idiotismen laſſen.

Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſein, Null, weil ſie keinen Gehalt haben, nicht

ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt.

Der Schnee iſt eine erlogene Reinlichkeit.

Wer ſich vor der Idee ſcheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unſere Meiſter nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein jeder, von dem wir lernen, verdient dieſen Titel.

Alles Lyriſche muß im ganzen ſehr vernünftig, im einzelnen ein bißchen unvernünftig ſein.

Es hat mit euch eine Beſchaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterſchiedentliche Namen gibt, und es iſt doch endlich alles geſalzen Waſſer.

Man ſagt: „Eitles Eigenlob ſtinket". Das mag ſein; was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Naſe.

Der Roman iſt eine ſubjektive Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe; das andere wird ſich ſchon finden.

Es gibt problematiſche Naturen, die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genugtut. Daraus entſteht der ungeheure Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir tun, geſchieht größtenteils clam, vi et precario.

Ein luſtiger Gefährte iſt ein Rollwagen auf der Wanderſchaft.

Der Schmutz iſt glänzend, wenn die Sonne ſcheinen mag.

Der Müller denkt, es wachſe kein Weizen, als damit ſeine Mühle gehe.

Es iſt ſchwer, gegen den Augenblick gerecht ſein: der gleichgültige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen und am böſen zu ſchleppen.

Der iſt der glücklichſte Menſch, der das Ende ſeines Lebens mit dem Anfang in Verbindung ſetzen kann.

So eigenſinnig widerſprechend iſt der Menſch: zu ſeinem Vorteil will er keine Nötigung, zu ſeinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Die Vorſicht iſt einfach, die Hinterdreinſicht vielfach.

Ein Zuſtand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, iſt nicht der rechte.

Bei Unvorſichtigkeiten iſt nichts gewöhnlicher, als Ausſichten auf die Möglichkeit eines Auswegs zu ſuchen.

Die Hindus der Wüſte geloben, keine Fiſche zu eſſen.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeitlang fort, ſtatt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes

Falſche herein; das genügt der Welt, und ſo ſind Jahrhunderte betört.

In den Wiſſenſchaften iſt es höchſt verdienſtlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten ſchon beſeſſen, aufzuſuchen und weiter zu führen.

Es iſt mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt: ſie können geſchlagen werden, aber ſie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es iſt ſo gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrtum aus einer Quelle entſtehen; deswegen man oft dem Irrtum nicht ſchaden darf, weil man zugleich der Wahrheit ſchadet.

Jedermann hat ſeine Eigenheiten und kann ſie nicht loswerden: und doch geht mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten, zugrunde.

Wer ſich nicht zu viel dünkt, iſt viel mehr, als er glaubt.

In Kunſt und Wiſſenſchaft ſowie im Tun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verſtändige ſinnige Perſonen im Alter die Wiſſenſchaft gering ſchätzen, ſo kommt es nur daher, daß ſie von ihr und von ſich zu viel gefordert haben.

Ich bedauere die Menſchen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Weſens machen und ſich in Betrachtung

irdiſcher Nichtigkeit verlieren. Sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geſchehen, wenn man beides zu ſchätzen weiß.

Ein Phänomen, ein Verſuch kann nichts beweiſen, es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verdecken und nur die ſchönſte einzelne vorzeigen wollte, verlangend, wir ſollten ihm glauben, die übrigen ſeien alle ſo: ſchwerlich würde ſich jemand auf den Handel einlaſſen.

Abbildungen, Wortbeſchreibung, Maß, Zahl und Zeichen ſtellen noch immer kein Phänomen dar. Darum bloß konnte ſich die Newtoniſche Lehre ſo lange halten, daß der Irrtum in dem Quartbande der lateiniſchen Überſetzung für ein paar Jahrhunderte einbalſamiert war.

Man muß ſein Glaubensbekenntnis von Zeit zu Zeit wiederholen, ausſprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegenteil läßt's ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit ſoll niemand ſchweigen oder nachgeben; man muß reden und ſich rühren, nicht um zu überwinden, ſondern ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, iſt ganz gleichgültig.

Was die Franzoſen tournure nennen, iſt eine zur Anmut gemilderte Anmaßung. Man ſieht daraus, daß die Deutſchen keine tournure haben können; ihre Anmaßung iſt hart und herb, ihre Anmut mild und demütig, das eine ſchließt das andere aus und ſind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen, der eine Viertelſtunde ſteht, ſieht man nicht mehr an.

Es begegnete und geſchieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunſt mir beim erſten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachſen bin; ahnd' ich aber ein Verdienſt daran, ſo ſuch' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichſten Entdeckungen: an den Dingen werd' ich neue Eigenſchaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Der Glaube iſt ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskaſſen gibt, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige ſich ſeine Zinſen im ſtillen ſelbſt.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im ſtillen fort und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

Der eigentliche Obſkurantismus iſt nicht, daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, ſondern daß man das Falſche in Kurs bringt.

(1823)

Der Irrtum iſt viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt ſich wohl fertig werden; dieſe ruht in der Tiefe, danach zu forſchen iſt nicht jedermanns Sache.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangenen zugrunde.

Wie wir was Großes lernen ſollen, flüchten wir uns gleich in unſre angeborne Armſeligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutſchen iſt nichts daran gelegen, zuſammen zu bleiben, aber doch, für ſich zu bleiben. Jeder, ſei er auch, welcher er wolle, hat ſo ein eignes Fürſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.

Die empiriſch-ſittliche Welt beſteht größtenteils nur aus böſem Willen und Neid.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens; deswegen ſchadet's dem Dichter nicht, abergläubiſch zu ſein.

Mit dem Vertrauen iſt es eine wunderliche Sache. Hört man nur einen: der kann ſich irren oder ſich betrügen; hört man viele: die ſind in demſelbigen Falle, und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältniſſe ſoll man niemand wünſchen; ſie ſind aber für den, der zufällig hineingerät, Prüfſteine des Charakters und des Entſchiedenſten, was der Menſch vermag.

Ein beſchränkter, ehrlicher Menſch ſieht oft die Schelmerei der feinſten Mächler (faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß ſchmeicheln lernen, ſonſt kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menſchen nicht entbehren, und die Tüchtigen ſind ihnen jederzeit zur Laſt.

Wer meine Fehler überträgt, iſt mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf: ſie müſſen ſich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugeſtehen will, muß man ſie gut bezahlen.

Das ſogenannte Romantiſche einer Gegend iſt ein ſtilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einſamkeit, Abweſenheit, Abgeſchiedenheit.

Der herrliche Kirchengeſang: Veni Creator Spiritus iſt ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geiſt- und kraftreiche Menſchen gewaltig anſpricht.

Das Schöne iſt eine Manifeſtation geheimer Naturgeſetze, die uns ohne deſſen Erſcheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu ſein, kann ich verſprechen, unparteiiſch zu ſein, aber nicht.

Der Undank iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

Wir alle ſind ſo borniert, daß wir immer glauben, recht

zu haben; und ſo läßt ſich ein außerordentlicher Geiſt denken, der nicht allein irrt, ſondern ſogar Luſt am Irrtum hat.

Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten iſt ſehr ſelten; gewöhnlich ſehen wir Pedanterie, welche zu retardieren, Frechheit, die zu übereilen ſtrebt.

Wort und Bild ſind Korrelate, die ſich immerfort ſuchen, wie wir an Tropen und Gleichniſſen genugſam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen geſagt oder geſungen war, ſollte dem Auge gleichfalls entgegenkommen. Und ſo ſehen wir in kindlicher Zeit in Geſetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel ſich Wort und Bild immerfort balancieren. Wenn man ausſprach, was ſich nicht bilden, bildete, was ſich nicht ausſprechen ließ, ſo war das ganz recht; aber man vergriff ſich gar oft und ſprach, ſtatt zu bilden, und daraus entſtanden die doppelt böſen ſymboliſch-myſtiſchen Ungeheuer.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten ins Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

Man ſagt: „Studiere, Künſtler, die Natur!“ Es iſt aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Wo der Anteil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtnis.

Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat: ſie klappert, aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeiten junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen: sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Anteil mehr als die Schadenfreude.

Gescheite Leute sind immer das beste Konversationslexikon.

Es gibt Menschen, die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsetzen.

Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige.

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besondern zu fügen.

Vom eigentlich Produktiven ist niemand Herr, und sie müssen es alle nur so gewähren lassen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Die Zeit ist selbst ein Element.

Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist.

Ein Unterschied, der dem Verstand nichts gibt, ist kein Unterschied.

Die Verwechſelung eines Konſonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entſtehen.

Wenn man alle Geſetze ſtudieren ſollte, ſo hätte man gar keine Zeit, ſie zu übertreten.

Man kann nicht für jedermann leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entſpringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität ſich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.

Leichtſinnige leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir ſein, ohne daß wir uns entzweiten; das geht aber nicht. Du benimmſt dich falſch und ſetzeſt dich zwiſchen zwei Stühle, Anhänger gewinnſt du nicht und verlierſt deine Freunde. Was ſoll daraus werden!

Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſein: das Menſchliche muß man immer ausbaden.

Die liberalen Schriftſteller ſpielen jetzt ein gutes Spiel, ſie haben das ganze Publikum zu Suppleanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein! Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüt. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht. Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört!

Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungsarten; die Natur weiß ganz allein, was sie will, was sie gewollt hat.

„Gib mir, wo ich stehe!"
Archimedes.
„Nimm dir, wo du stehest!"
Nose.
Behaupte, wo du stehst!
G.

Allgemeines Kausalverhältnis, das der Beobachter aufsucht und ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Torheit.

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins kleinste kommt alles auf die Konzeption an.

Es gibt eine Poeſie ohne Tropen, die ein einziger Tropus iſt.

Ein alter gutmütiger Examinator ſagt einem Schüler ins Ohr: „Etiam nihil didicisti“ und läßt ihn für gut hingehen.

Das Fürtreffliche iſt unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.

Ich habe mich ſo lange ums Allgemeine bemüht, bis ich einſehen lernte, was vorzügliche Menſchen im Beſondern leiſten.

(1824)

Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie ſein Brot mit Tränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, angebetete Königin in der grauſamſten Verbannung, zu grenzenloſem Elend verwieſen. Sie befreundete ſich mit dem Buche, das dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Troſt; wer dürfte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken ſieht man im Apolloſaal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weiſe Domenichin die Ovidiſchen Metamorphoſen mit der ſchick-

lichſten Örtlichkeit umgibt; dabei nun erinnert man ſich gern, daß die glücklichſten Ereigniſſe doppelt ſelig empfunden werden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja daß gleichgültige Momente durch würdige Lokalität zu hoher Bedeutung geſteigert wurden.

Mannräuſchlein nannte man im ſiebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaſchenes Seelchen iſt der verliebteſte Ausdruck auf Hiddenſee.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen ſuchen wir alle nur blinzelnd ſo daran vorbeizukommen, in Furcht ſogar, uns zu verbrennen.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen, was ein anderer ſagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte ſagen ſollen.

Ein jeder, weil er ſpricht, glaubt, auch über die Sprache ſprechen zu können.

Man darf nur alt werden, um milder zu ſein; ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos; es hat niemand Gewiſſen als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihnen umkommen ſolle, wie der römiſche Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts ſeiner Kinder. „Laßt ſie“, ſagte der, „unterrichten in dem, was ſie niemals begreifen werden.“

Es gibt Perſonen, denen ich wohl will und wünſchte, ihnen beſſer wollen zu können.

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinſieht, als wenn ſie noch ginge, ſo blickt man auch wohl einer Schönen ins Geſicht, als wenn ſie noch liebte.

Der Haß iſt ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein paſſives; deshalb darf man ſich nicht wundern, wenn der Neid ſo ſchnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zauberiſches, ſogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

Dilettantismus, ernſtlich behandelt, und Wiſſenſchaft, mechaniſch betrieben, werden Pedanterei.

Die Kunſt kann niemand fördern als der Meiſter. Gönner fördern den Künſtler, das iſt recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunſt gefördert.

Shakeſpeare iſt reich an wunderſamen Tropen, die aus perſonifizierten Begriffen entſtehen und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze ſind, weil zu ſeiner Zeit alle Kunſt von der Allegorie beherrſcht wurde. Auch findet derſelbe Gleichniſſe, wo wir ſie nicht hernehmen würden; zum Beiſpiel vom Buche. Die Druckerkunſt war ſchon über hundert Jahre erfunden, demohngeachtet erſchien ein Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem da-

maligen Einbande sehen, und so war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwert; wir aber broschieren jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch seinem Inhalte Respekt.

Der törichtste von allen Irrtümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden.

Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über sich selbst deutlich werden.

Sobald man der subjektiven oder sogenannten sentimentalen Poesie mit der objektiven, darstellenden gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wohl nicht anders sein konnte, weil man sonst die moderne Poesie ganz hätte ablehnen müssen, so war voraus zu sehen, daß, wenn auch wahrhafte poetische Genies geboren werden sollten, sie doch immer mehr das Gemütliche des inneren Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darstellen würden. Dieses ist nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poesie ohne Tropen gibt, der man doch keineswegs allen Beifall versagen kann.

(1825)

Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem ge-

faßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.

Man ſagt ſich oft im Leben, daß man die Vielgeſchäftigkeit, Polypragmoſyne, vermeiden, beſonders, je älter man wird, ſich deſto weniger in ein neues Geſchäft einlaſſen ſolle. Aber man hat gut reden, gut ſich und anderen raten. Älter werden heißt ſelbſt ein neues Geſchäft antreten; alle Verhältniſſe verändern ſich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtſein das neue Rollenfach übernehmen.

Vom Abſoluten in theoretiſchem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich, daß, wer es in der Erſcheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, ſehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieſelbe Bewandtnis: treffen beide zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.

Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſein nicht erfaſſen; er leugnet alles Ideelle durchaus und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuierlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, unbeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genötigt, ſich darüber gar eigen und anmutig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber, wenn es verfliegt, ein Reſiduum (caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern, daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchſt bemerkenswert bleibt es immer, daß Menſchen, deren Perſönlichkeit faſt ganz Idee iſt, ſich ſo äußerſt vor dem Phantaſtiſchen ſcheuen. So war Hamann, dem es unerträglich ſchien, wenn von Dingen einer andern Welt geſprochen wurde. Er drückte ſich gelegentlich darüber in einem gewiſſen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich ſchien, vierzehnmal variierte und ſich doch immer wahrſcheinlich nicht genugtat. Zwei von dieſen Verſuchen ſind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir ſelbſt gewagt, welchen hier abdrucken zu laſſen, wir durch Obenſtehendes veranlaßt ſind.

Der Menſch iſt als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt geſetzt und mit ſolchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle geſunde Menſchen haben die Überzeugung ihres Daſeins und eines Daſeienden um ſie her. Indeſſen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, das heißt eine Stelle, wo ſich kein Gegenſtand abſpiegelt, wie

denn auch im Auge ſelbſt ein Fleckchen iſt, das nicht ſieht. Wird der Menſch auf dieſe Stelle beſonders aufmerkſam, vertieft er ſich darin, ſo verfällt er in eine Geiſteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge ſind und weder Geſtalt noch Begrenzung haben, ſondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängſtigen und den, der ſich nicht losreißt, mehr als geſpenſterhaft verfolgen.

Wie wenig von dem Geſchehenen iſt geſchrieben worden, wie wenig von dem Geſchriebenen gerettet! Die Literatur iſt von Haus aus fragmentariſch, ſie enthält nur Denkmale des menſchlichen Geiſtes, inſofern ſie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben ſind.

Und doch bei aller Unvollſtändigkeit des Literarweſens finden wir tauſendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beſchränkt des Menſchen Geiſt und Schickſal ſei.

Die Frage, wer höher ſteht, der Hiſtoriker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; ſie konkurrieren nicht miteinander, ſo wenig als der Wettläufer und der Fauſtkämpfer. Jedem gebührt ſeine eigene Krone.

Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zwiefach: erſt gegen ſich ſelbſt, dann gegen den Leſer. Bei ſich ſelbſt muß er genau prüfen, was wohl geſchehen ſein könnte, und um des Leſers willen muß er feſtſetzen, was geſchehen ſei. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Kollegen ausmachen; das Publikum muß aber nicht ins Geheimnis hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte als entſchieden ausgemacht kann angeſprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntſchaften. Die erſte Zeit ſind wir hoch vergnügt, wenn wir im allgemeinen Übereinſtimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptſeite unſerer Exiſtenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntſchaft treten alsdann erſt die Differenzen hervor, und da iſt denn die Hauptſache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geſchieht, ſogleich zurückſchaudere, ſondern daß man gerade das Übereinſtimmende recht feſthalte und ſich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne ſich deshalb vereinigen zu wollen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf ſie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Weſens iſt ſogar leidenſchaftlich, das Eingreifen tüchtig.

Deshalb leben Kinder in Schnellurteilen, um nicht zu ſagen in Vorurteilen; denn bis das ſchnell, aber einſeitig Gefaßte ſich auslöſcht, um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, iſt eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der ſeinigen die beſcherten Gaben mit Dank und Freude ſich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die ſeinigen bei gleichem Feſte gegönnt.
Hiedurch veranlaßt, fragte er am Weihnachtsabend, wo ſo viele Geſchenke vorlagen, wann denn ſein Weihnachten komme. Dies allgemeine Feſt zu begreifen, war noch ein ganzes Jahr nötig.

Die große Schwierigkeit bei pſychologiſchen Reflexionen iſt, daß man immer das Innere und Äußere parallel oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es iſt immerfort Syſtole und Diaſtole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Weſens; kann man es auch nicht ausſprechen, ſo beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältnis zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf einen Zweck, unſere gemeinſame Tätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten. Bei einer zarten Differenz, die einſt zwiſchen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle ſeines Briefs wieder erinnert werde, macht ich folgende Betrachtungen. Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie, ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenſetzen.

(1826)

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wiſſen wächſt der Zweifel.

Die Irrtümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Es gibt Menſchen, die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche, die ihr Gegenteil lieben und dieſem nachgehn.

Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen, wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subjekt geworden ſein.

Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja er kann hoffen, zum Allerhöchſten zu gelangen.

Einem jeden wohlgeſinnten Deutſchen iſt eine gewiſſe Portion poetiſcher Gabe zu wünſchen als das wahre Mittel, ſeinen Zuſtand, von welcher Art er auch ſei, mit Wert und Anmut einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff ſieht jedermann vor ſich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form iſt ein Geheimnis den meiſten.

Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, ſie wird immer eine Tag- und eine Nachtſeite behalten.

Der Irrtum wiederholt ſich immerfort in der Tat, deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, ſo iſt außer dieſer realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die meiſten leben.

Die Menſchen ſind wie das Rote Meer: der Stab hat ſie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen ſie wieder zuſammen.

Pflicht des Hiſtorikers, das Wahre vom Falſchen, das Gewiſſe vom Ungewiſſen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterſcheiden.

Eine Chronik ſchreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

Die Gedanken kommen wieder, die Überzeugungen pflanzen ſich fort; die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

Überſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen, die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen: ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

Das Altertum ſetzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet ſeinem Sohn nicht das Talent.

Sich ſubordinieren iſt überhaupt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Deſzendenz etwas über ſich erkennen, was unter einem ſteht!

Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtieren.

Alles, was wir treiben und tun, iſt ein Abmühen; wohl dem, der nicht müde wird!

Erfahrung kann ſich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener ſteht das Univerſum nach allen Richtungen offen, dieſe bleibt innerhalb der Grenze der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen. Deshalb müſſen alle Vorſtellungsarten wiederkehren, und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornierte Theorie wieder Gunſt erwerben kann.

Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut oder geahnet wird, und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben, im letzten bequemer als im erſten.

Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur, der Irrtum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen, der Irrtum ſchmeichelt uns, wir ſeien auf ein- oder die andere Weiſe unbegrenzt.

Daß Menſchen dasjenige noch zu können glauben, was ſie gekonnt haben, iſt natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben, was ſie nie vermochten, iſt wohl ſeltſam, aber nicht ſelten.

Zu allen Zeiten ſind es nur die Individuen, welche für die Wiſſenſchaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das

Zeitalter, das Huſſen verbrannte: die Zeitalter ſind ſich immer gleichgeblieben.

Das iſt die wahre Symbolik, wo das Beſondere das Allgemeinere repräſentiert, nicht als Traum und Schatten, ſondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforſchlichen.

Alles Ideelle, ſobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieſes und ſich ſelbſt auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und ſich ſelbſt.

Die Meiſterſchaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienſtliche derſelben aufhören, ſogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Proteſtanten.

Es iſt eben, als ob man es ſelbſt vermöchte, wenn man ſich guten Rats erholen kann.

Die Wahlſprüche deuten auf das, was man nicht hat, wonach man ſtrebt. Man ſtellt ſich ſolches wie billig immer vor Augen.

Der Deſpotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumutet und ſo den höchſten Grad von Tätigkeit hervorbringt.

Alles Spinoziſtiſche in der poetiſchen Produktion wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß ſeine Irrtümer teuer bezahlen, wenn man ſie loswerden will, und dann hat man noch von Glück zu ſagen.

Wenn ein deutſcher Literator ſeine Nation vormals beherrſchen wollte, ſo mußte er ihr nur glauben machen, es ſei einer da, der ſie beherrſchen wolle. Da waren ſie gleich ſo verſchüchtert, daß ſie ſich, von wem es auch wäre, gern beherrſchen ließen.

Geſelligkeit lag in meiner Natur; deswegen ich bei vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete und ſo das Glück erreichte, mich in ihnen und ſie in mir fortleben zu ſehn.

Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche, eine unbekannte geahnte Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es gibt eine enthuſiaſtiſche Reflexion, die von dem größten Wert iſt, wenn man ſich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule ſelbſt iſt die eigentliche Vorſchule.

Der Irrtum verhält ſich gegen das Wahre wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren ſich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für ſich ſelbſt handelt. Man handele für andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verſtande.

Hieran ſchließt ſich das Gehörige, welches verwandt iſt mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch iſt ein Verhältnis zu einer beſondern Zeit und entſchiedenen Umſtänden.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.

Deshalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, weil, ſolange die Welt ſteht, niemand auftreten und ſagen wird: ich begreife es im ganzen und verſtehe es im einzelnen. Wir aber ſagen beſcheiden: im ganzen iſt es ehrwürdig und im einzelnen anwendbar.

Alle Myſtik iſt ein Tranſzendieren und ein Ablöſen von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Produktionen des Myſtikers.

Chriſtliche Myſtiker ſollte es gar nicht geben, da die Religion ſelbſt Myſterien darbietet. Auch gehen ſie immer gleich ins Abſtruſe, in den Abgrund des Subjekts.

Die Deutſchen ſollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüt nicht ausſprechen, dann würde nach und nach Gemüt ſich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur Nachſicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurteile der Menſchen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menſchen, daher ſind ſie, mit dem Zuſtand innig vereinigt, ganz unüberwindlich; weder Evidenz noch Verſtand noch Vernunft haben den mindeſten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „Die Klugheit ist unüberwindlich, hinter welcher sich die Furcht versteckt.“ Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen; sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler: den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Notwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geschlechter, was sie begehren, für notwendig und für nützlich, was ihnen gefällt.

Alle Menschen, wie sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Übertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens: es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher,

dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich ins Gleiche ſtellte; dies iſt aber den Menſchen nicht gegeben, und Gott ſcheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart iſt für die beſte zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Inſulaner und Seefahrer nehmen ſie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und laſſen ſie im Dienſte herankrabbeln. Wie ſie etwas leiſten, haben ſie teil am Gewinn; und ſo kümmern ſie ſich ſchon um Handel, Tauſch und Beute, und es bilden ſich die tüchtigſten Küſten- und Seefahrer, die klügſten Handelsleute und verwegenſten Piraten. Aus einer ſolchen Maſſe können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralſchiff der feindlichen Flotte feſtklammern.

Alles Vortreffliche beſchränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demſelben nicht gewachſen fühlen; nur inſofern wir es nachher in unſere Kultur aufnehmen, es unſern Geiſt- und Gemütskräften aneignen, wird es uns lieb und wert.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl, als wenn man mit ſeinesgleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt ſich ewig gleich.

Wir können einem Widerſpruch in uns ſelbſt nicht entgehen; wir müſſen ihn auszugleichen ſuchen. Wenn uns andere widerſprechen, das geht uns nichts an, das iſt ihre Sache.

Es iſt ſoviel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt aber es berührt ſich nicht.

Welche Regierung die beſte ſei? Diejenige, die uns lehrt, uns ſelbſt zu regieren.

Dozieren kannſt du Tüchtiger freilich nicht; es iſt, wie das Predigen, durch unſern Zuſtand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Konverſation und Katechiſation ſich anſchließen, wie es auch urſprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannſt du und wirſt du, das iſt: wenn Tat dem Urteil, Urteil der Tat zum Leben hilft.

Gegen die drei Einheiten iſt nichts zu ſagen, wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung tun.

Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl ſein, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zuzeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtloſe Schickſal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber ſpüren nichts davon und ſpringen luſtig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob ſie zur Mühle, ob ſie zum Saatfeld wandern.

Shakeſpeares trefflichſten Theaterſtücken mangelt es hie und da an Fazilität: ſie ſind etwas mehr, als ſie ſein ſollten, und eben deshalb deuten ſie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher iſt das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraſchend.

Allen andern Künſten muß man etwas vorgeben, der griechiſchen allein bleibt man ewig Schuldner.

„Vis superba formae.“ Ein ſchönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer iſt humoriſtiſch und zart, der Franzoſen populär und weinerlich, der Deutſchen naiv und realiſtiſch.

Das Abſurde, mit Geſchmack dargeſtellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der beſten Geſellſchaft ſagt man: ihr Geſpräch iſt unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte ſagte jemand, es habe mehr Energie als Enthuſiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poeſie und im ganzen etwas Männliches.

Es iſt nichts ſchrecklicher als eine tätige Unwiſſenheit.

Schönheit und Geiſt muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Myſtizismus iſt die Scholaſtik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man ſchont die Alten, wie man die Kinder ſchont.

Der Alte verliert eins der größten Menſchenrechte: er wird nicht mehr von ſeinesgleichen beurteilt.

Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröte, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird.

Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam, ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgetan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Im Ästhetischen tut man nicht wohl zu sagen: die Idee des Schönen; dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben, und dieser Begriff kann überliefert werden.

Die Manifestation der Idee als des Schönen ist ebenso flüchtig als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. Dies ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.

Echt ästhetisch-didaktisch könnte man sein, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerten vorüberginge

oder es ihnen zubrächte im Moment, wo es kulminiert und sie höchst empfänglich sind. Da aber diese Forderung nicht zu erfüllen ist, so müßte der höchste Stolz des Katheder-lehrers sein, die Begriffe so vieler Manifestationen in seinen Schülern dergestalt zum Leben zu bringen, daß sie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufassen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß sie es merkten und wüßten, wäre somit die Grundidee, woraus alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für eine Manifestation des Urwesens oder doch nur für wenige empfänglich sind, und das ist schon genug. Das Talent entwickelt im Praktischen alles und braucht von den theoretischen Einzelheiten nicht Notiz zu nehmen: der Musi-kus kann ohne seinen Schaden den Bildhauer ignorieren und umgekehrt.

Man soll sich alles praktisch denken und deshalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifestationen der großen Idee, insofern sie durch Menschen zur Erscheinung kommen sollen, auf eine gehörige Weise ineinander wirken. Malerei, Plastik und Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künstler, zu dem einen berufen, sich hüten, von dem andern beschädigt zu werden: der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen lassen, und alle drei können einander so verwirren, daß keiner derselben auf den Füßen stehen bleibt.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zugrunde richten, und mit Recht. Glücklicherweise

iſt der Sinnenreiz, den ſie bewirkt, ſo flüchtig, und ſie muß, um zu reizen, ins Übertriebene gehen. Dieſes ſchreckt die übrigen Künſtler glücklicherweiſe ſogleich ab; doch können ſie, wenn ſie klug und vorſichtig ſind, viel dabei lernen.

(1827)

Das erſte und letzte, was vom Genie gefordert wird, iſt Wahrheitsliebe.

Wer gegen ſich ſelbſt und andere wahr iſt und bleibt, beſitzt die ſchönſte Eigenſchaft der größten Talente.

Die Kunſt iſt eine Vermittlerin des Unausſprechlichen; darum ſcheint es eine Torheit, ſie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet ſich für den Verſtand ſo mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zugute kommt.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alten, ſo wie alles, was Produktivität vorausſetzt. Daß dieſe ſich mit den Jahren erhält, iſt ein ſeltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergeſtalt bekannt, daß ſie müßte trivial geworden ſein, wenn ſie ſich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Menſch, abgeſehen von der Herrſchaft, in welcher die Paſſion ihn feſſelt, iſt noch von manchen notwendigen Verhältniſſen gebunden. Wer dieſe nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht ſich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm iſt, ſich abweſend mir immer darſtellt, den Wunſch des erneuerten Gegenwärtigſeins immerfort erregt, bei Erfüllung dieſes Wunſches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortſetzung dieſes Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unſerer Gegenwart gelangen kann; ja um das Letzte auszuſprechen: die Liebe des Göttlichen ſtrebt immer darnach, ſich das Höchſte zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran ſteht die Neigung, aus der nicht ſelten Liebe ſich entwickelt. Sie bezieht ſich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgeſetzten Gegenwart.

Dieſe Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet ſein, ſich auf manche Perſonen und Gegenſtände beziehen, und ſie iſt es eigentlich, die den Menſchen, wenn er ſie ſich zu erhalten weiß, in einer ſchönen Folge glücklich macht. Es iſt einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit ſich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenſchaft ſetzen kann: ſie fordert nicht ſowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart; alsdann aber iſt ſie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben; es beſteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasſelbe; ja es überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanſchreiber geglückt iſt, dergleichen vollkommen darzuſtellen, auch müßte er es nur beiläufig, epiſodiſch unternehmen; denn er würde immer bei einer genauen Entwicklung mit manchen Unwahrſcheinlichkeiten zu kämpfen haben.

## Aus den Heften zur Morphologie

(1822)

Das Höchſte, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, iſt das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, iſt einem jeden unverwüſtlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desſelben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis.

Die zweite Gunſt der von oben wirkenden Weſen iſt das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch ſie ſich erſt ſelbſt als innerlich Grenzenloſes, als äußerlich Begrenztes gewahr wird. Über dieſes Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerkſamkeit und Glück dazu gehört, in uns ſelbſt klar werden; andern bleibt aber auch dies immer ein Geheimnis.

Als Drittes entwickelt ſich nun dasjenige, was wir als Handlung und Tat, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieſes gehört derſelben mehr an als uns ſelbſt, ſowie ſie ſich darüber auch eher verſtändigen kann, als wir es ſelbſt vermögen; jedoch fühlt ſie, daß ſie, um recht klar darüber zu werden, auch von unſerm Erlebten ſoviel als möglich zu erfahren habe. Weshalb man auch auf Jugendanfänge, Stufen der Bildung, Lebenseinzelheiten, Anekdoten und dergleichen höchſt begierig iſt.

Dieſer Wirkung nach außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es ſei nun, daß Liebe uns zu fördern ſuche oder Haß uns zu hindern wiſſe. Dieſer Konflikt bleibt ſich im

Leben ziemlich gleich, indem ja der Menſch ſich gleichbleibt und ebenſo alles dasjenige, was Zuneigung oder Abneigung an ſeiner Art zu ſein empfinden muß.

Was Freunde mit und für uns tun, iſt auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und ſchützen uns dagegen wie gegen Froſt, Sturm, Regen und Schloßenwetter oder ſonſt äußere Übel, die zu erwarten ſind.

Man mag nicht mit jedem leben, und ſo kann man auch nicht für jeden leben; wer das recht einſieht, wird ſeine Freunde höchlich zu ſchätzen wiſſen, ſeine Feinde nicht haſſen noch verfolgen; vielmehr erlangt der Menſch nicht leicht einen größeren Vorteil, als wenn er die Vorzüge ſeiner Widerſacher gewahr werden kann: dies gibt ihm ein entſchiedenes Übergewicht über ſie.

Gehen wir in die Geſchichte zurück, ſo finden wir überall Perſönlichkeiten, mit denen wir uns vertrügen, andere, mit denen wir uns gewiß in Widerſtreit befänden.

Das Wichtigſte bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es ſich in uns am reinſten abſpiegelt, wir uns in ihm.

Cato ward in ſeinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in ſeiner Verteidigungsrede hauptſächlich hervorhob, man könne ſich vor niemand verteidigen als vor denen, mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen recht: wie will eine Jury aus Prämiſſen urteilen, die ihr ganz abgehen? wie will ſie ſich über Motive beraten, die ſchon längſt hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu ſchätzen, am meiſten der Denkende und Nachſinnende im Alter; er fühlt mit Zuverſicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugnis geben, welche Weltbewegung daraus entſtand, welcher Anteil die Luftſchiffer begleitete, welche Sehnſucht in ſoviel tauſend Gemütern hervordrang, an ſolchen längſt vorausgeſetzten, vorausgeſagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen teilzunehmen, wie friſch und umſtändlich jeder einzelne glückliche Verſuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab, welchen zarten Anteil man an den unglücklichen Opfern ſolcher Verſuche genommen. Dies iſt unmöglich ſelbſt in der Erinnerung wiederherzuſtellen, ſo wenig, als wie lebhaft man ſich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen, höchſt bedeutenden Krieg intereſſierte.

Die ſchönſte Metempſychoſe iſt die, wenn wir uns im andern wieder auftreten ſehn.

Gar ſelten tun wir uns ſelbſt genug; deſto tröſtender iſt es, andern genug getan zu haben.

Wir ſehen in unſer Leben doch nur als in ein Zerſtückeltes zurück, weil das Verſäumte, Mißlungene uns immer zuerſt entgegentritt und das Geleiſtete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

Davon kommt dem teilnehmenden Jüngling nichts zur Erſcheinung; er ſieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vorfahren und erbaut ſich ſelbſt daran aus dem Innerſten heraus, als wenn er ſchon einmal geweſen wäre, was er iſt.

Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten, daß man ſich abgibt mit dem, was nicht wiſſenswert, und mit dem, was nicht wißbar iſt.

Die höhere Empirie verhält ſich zur Natur wie der Menſchenverſtand zum praktiſchen Leben.

Vor den Urphänomenen, wenn ſie unſeren Sinnen enthüllt erſcheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angſt. Die ſinnlichen Menſchen retten ſich ins Erſtaunen; geſchwind aber kommt der tätige Kuppler Verſtand und will auf ſeine Weiſe das Edelſte mit dem Gemeinſten vermitteln.

Es iſt mit den Ableitungsgründen wie mit den Einteilungsgründen: ſie müſſen durchgehen, oder es iſt gar nichts dran.

Auch in Wiſſenſchaften kann man eigentlich nichts wiſſen, es will immer getan ſein.

Alles wahre Aperçu kömmt aus einer Folge und bringt Folge. Es iſt ein Mittelglied einer großen, produktiv aufſteigenden Kette.

Die Wiſſenſchaft hilft uns vor allem, daß ſie das Staunen, wozu wir von Natur berufen ſind, einigermaßen erleichtere; ſodann aber, daß ſie dem immer geſteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke zu Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren.

Man klagt über wiſſenſchaftliche Akademien, daß ſie nicht friſch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, ſondern an der Art, die Wiſſenſchaften zu behandeln, überhaupt.

## Aus den Heften zur Naturwiſſenſchaft

(1823)

Wenn ein Wiſſen reif iſt, Wiſſenſchaft zu werden, ſo muß notwendig eine Kriſe entſtehen; denn es wird die Differenz offenbar zwiſchen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darſtellen, und ſolchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Beſondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wiſſenſchaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung ſich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, ſo bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht ſo entſchieden, aber doch genugſam merklich.

Diejenigen, welche ich die Univerſaliſten nennen möchte, ſind überzeugt und ſtellen ſich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden ſei; die andern, die ich Singulariſten benennen will, geſtehen den Hauptpunkt im allgemeinen zu, ja ſie beobachten, beſtimmen und lehren hiernach; aber immer wollen ſie Ausnahmen finden da, wo der ganze Typus nicht ausgeſprochen iſt, und darin haben ſie recht. Ihr Fehler aber iſt nur, daß ſie die Grundgeſtalt verkennen, wo ſie ſich verhüllt, und leugnen, wenn ſie ſich verbirgt. Da nun beide Vorſtellungsweiſen urſprünglich ſind und ſich einander ewig gegenüberſtehen werden, ohne ſich zu vereinigen oder aufzuheben, ſo hüte man ja ſich vor aller Kontrovers und ſtelle ſeine Überzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf dieſen höheren Stufen nicht wiſſen kann, ſondern tun muß; ſo wie an einem Spiele wenig zu wiſſen und alles zu leiſten iſt. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können noch wollen, ſie hat uns die Steine

geſchnitzt, deren Wert, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden: nun iſt es an uns, Züge zu tun, von denen wir uns Gewinn verſprechen; dies verſucht nun ein jeder auf ſeine Weiſe und läßt ſich nicht gern einreden. Mag das alſo geſchehen, und beobachten wir nur vor allem genau, wie nah oder fern ein jeder von uns ſtehe, und vertragen uns ſodann vorzüglich mit denjenigen, die ſich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu tun habe, und erweiſe ſich friſch und treu, alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meiſten dasjenige, was uns widerſtrebt; denn dadurch wird man am erſten das Problematiſche gewahr, welches zwar in den Gegenſtänden ſelbſt, mehr aber noch in den Menſchen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in dieſem ſo wohl bearbeiteten Felde perſönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf dieſe oder jene Wendung des Studiums, auf dieſe oder jene Schritte der Einzelnen aufmerkſam zu ſein und aufmerkſam zu machen.

Allein kann der Menſch nicht wohl beſtehen, daher ſchlägt er ſich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es gibt wohl zu dieſem oder jenem Geſchäft von Natur unzulängliche Menſchen; Übereilung und Dünkel jedoch ſind gefährliche Dämonen, die den Fähigſten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortſchritte lähmen. Dies gilt von weltlichen Dingen, beſonders auch von Wiſſenſchaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und Tat, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung iſt

ewig und tritt bei jeder günſtigen Bedingung unwiderſtehlich in die Erſcheinung. Anlagen entwickeln ſich zwar auch naturgemäß, müſſen aber erſt durch den Willen geübt und nach und nach geſteigert werden. Deswegen iſt man des freiwilligen Willens ſo gewiß nicht als der ſelbſtändigen Tat: dieſe tut ſich ſelbſt, er aber wird getan; denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, ſich im Sittlichen dem Gewiſſen, das nicht irrt, im Kunſtreiche aber der Regel fügen, die nirgends ausgeſprochen iſt. Das Gewiſſen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm iſt alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu tun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre ſich ſelbſt genug, gäbe ſich ſelbſt die Regel; da es aber nach außen wirkt, ſo iſt es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es notwendig irre werden; deswegen es mit allem, was eine Kunſt iſt, mit dem Regiment wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus ſo wunderlich und unſicher ausſieht.

Es iſt eine ſchlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anſchauung ſogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Zur Verewigung des Irrtums tragen die Werke beſonders bei, die enzyklopädiſch das Wahre und Falſche des Tages überliefern. Hier kann die Wiſſenſchaft nicht bearbeitet werden, ſondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deswegen ſehen ſolche Werke nach fünfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerſt belehre man ſich ſelbſt, dann wird man Belehrung von andern empfangen.

Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt. Man ahnet, man sieht auch wohl, daß es nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und Parteigeist jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da sie ihrer so sehr bedürfen.

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu und fehlen ein wie das andere Mal: in uns selbst liegt das Rätsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Mit der Farbe geht's ebenso: bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst: wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es dann auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntnis und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

Ebenſo begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geſchieht, was auch im kleinſten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, ſo laſſen ſie ſich's zuletzt gefallen. Spreu, von geriebenem Bernſtein angezogen, ſteht mit dem ungeheuerſten Donnerwetter in Verwandtſchaft, ja iſt eine und ebendieſelbe Erſcheinung. Dieſes Mikromegiſche geſtehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeiſt, und der Dämon der Künſtelei bemächtigt ſich unſer und weiß ſich überall geltend zu machen.

Die Natur hat ſich ſoviel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wiſſen und Wiſſenſchaft ihr nicht durchgängig beikommen oder ſie in die Enge treiben können.

Mit den Irrtümern der Zeit iſt ſchwer ſich abzufinden: widerſtrebt man ihnen, ſo ſteht man allein; läßt man ſich davon befangen, ſo hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

## Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren

(1829)

Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewalttätigen Notwendigkeit zu befreien, wenn ich sehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegenteil tut von dem, was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im ganzen verdorben ist, im einzelnen kümmerlich herumpfuschet.

Tüchtiger tätiger Mann, verdiene dir und erwarte
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunst,
von Tätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe!

Die Dilettanten, wenn sie das möglichste getan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunst gibt es keine Vorschule, wohl aber Vorbereitungen; die beste jedoch ist die Teilnahme des geringsten Schülers am Geschäft des Meisters. Aus Farbenreibern sind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes ist die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Tätigkeit des Menschen durch einen bedeutenden Künstler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Von der Notwendigkeit, daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werte derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir leugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer Überzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelheit, in ein angenehmes Bild

verwandelt, in einen Rahmen eingeſchloſſen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es ſteht manches Schöne iſoliert in der Welt, doch der Geiſt iſt es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunſtwerke hervorzubringen hat. Die Blume gewinnt erſt ihren Reiz durch das Inſekt, das ihr anhängt, durch den Tautropfen, der ſie befeuchtet, durch das Gefäß, woraus ſie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Buſch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarſchaft eines Felſens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So iſt es mit menſchlichen Figuren und ſo mit Tieren aller Art beſchaffen.

Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo ſage ich dir, wer du biſt; weiß ich, womit du dich beſchäftigſt, ſo weiß ich, was aus dir werden kann.

Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken; denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft. Nur darf er ſich nicht gehen laſſen, er muß ſich kontrollieren; der bloße nackte Inſtinkt geziemt nicht dem Menſchen.

Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art ſie ſei, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menſchen wie in denen der Natur ſind eigentlich die Abſichten vorzüglich der Aufmerkſamkeit wert.

Die Menſchen werden an ſich und andern irre, weil ſie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Tätigkeit gar nichts geſchieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, sollte schon vollkommen so rein und schön sein, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vorteil, das Verschobene zurechtzurücken, das Zerstörte wiederherzustellen.

Ganze, Halb- und Viertelsirrtümer sind gar schwer und mühsam zurechtzulegen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen, wohin es gehört.

Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Wenn ich jüngere deutsche Maler, sogar solche, die sich eine Zeitlang in Italien aufgehalten, befrage, warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen, so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort, sie sähen die Natur genau auf solche Weise.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vorteil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nötig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern

und Erzieher, durch friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung: aber für höhere Komposition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt, von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt, um eigentlicher Künstler zu sein, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das, was mit uns geboren ist, sondern auch das, was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.

Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es inkomplette unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Tun und Leisten nicht proportioniert ist.

Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervortun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugtun können?

Nur klugtätige Menſchen, die ihre Kräfte kennen und ſie mit Maß und Geſcheitigkeit benutzen, werden es im Weltweſen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man ſich mehr dünkt, als man iſt, und ſich weniger ſchätzt, als man wert iſt.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich nichts verändert noch gebeſſert wünſchte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet ſehe, im Zeitſtrom mit fortzuſchwimmen, und hier iſt's, wo ich immerfort aufmerkſam machen möchte: daß dem Menſchen in ſeinem zerbrechlichen Kahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben iſt, damit er nicht der Willkür der Wellen, ſondern dem Willen ſeiner Einſicht Folge leiſte.

Wie ſoll nun aber ein junger Mann für ſich ſelbſt dahin gelangen, dasjenige für tadelnswert und ſchädlich anzuſehen, was jedermann treibt, billigt und fördert? Warum ſoll er ſich nicht und ſein Naturell auch dahin gehen laſſen?

Für das größte Unheil unſerer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächſten Augenblick den vorhergehenden verſpeiſt, den Tag im Tage vertut und ſo immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor ſich zu bringen. Haben wir doch ſchon Blätter für ſämtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interkalieren. Dadurch wird alles, was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, ins Öffentliche geſchleppt. Niemand darf ſich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen, und ſo ſpringt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von

Reich zu Reich und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnismäßige Forderungen an die Welt zu machen noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen!

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist, und nichts ist nötiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren, und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied stattfinde zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiskretion, ja daß eigentlich kein Unterschied sei, vielmehr nur ein leiser Übergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

Hierauf haben wir unsern Takt zu üben, sonst laufen wir Gefahr, auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem teuren Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

Das Verhältnis der Künſte und Wiſſenſchaften zum Leben iſt nach Verhältnis der Stufen, worauf ſie ſtehen, nach Beſchaffenheit der Zeiten und tauſend andern Zufälligkeiten ſehr verſchieden; deswegen auch niemand darüber im ganzen leicht klug werden kann.

Poeſie wirkt am meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeien nun ganz roh, halbkultiviert oder bei Abänderung einer Kultur, beim Gewahrwerden einer fremden Kultur, daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

Muſik im beſten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie.

Die Würde der Kunſt erſcheint bei der Muſik vielleicht am eminenteſten, weil ſie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie iſt ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was ſie ausdrückt.

Die Muſik iſt heilig oder profan. Das Heilige iſt ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat ſie die größte Wirkung aufs Leben, welche ſich durch alle Zeiten und Epochen gleichbleibt. Die profane ſollte durchaus heiter ſein.

Eine Muſik, die den heiligen und profanen Charakter vermiſcht, iſt gottlos, und eine halbſchürige, welche ſchwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, iſt abgeſchmackt. Denn ſie iſt nicht ernſt genug, um heilig zu ſein, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengeſetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmuſiken, das Heitere und Neckiſche der Volksmelodien ſind die beiden Angeln, um die ſich die wahre Muſik herumdreht. Auf dieſen beiden Punkten beweiſt ſie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermiſchung macht irre, die Verſchwächung wird fade, und will die Muſik ſich an Lehrgedichte oder beſchreibende und dergleichen wenden, ſo wird ſie kalt.

Plaſtik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchſten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn einer Urſache imponieren, aber alle mittleren Kunſtwerke dieſer Art machen mehr irre, als daß ſie erfreuen. Die Bildhauerkunſt muß ſich daher noch ein ſtoffartiges Intereſſe ſuchen, und das findet ſie in den Bildniſſen bedeutender Menſchen. Aber auch hier muß ſie ſchon einen hohen Grad erreichen, wenn ſie zugleich wahr und würdig ſein will.

Die Malerei iſt die läßlichſte und bequemſte von allen Künſten. Die läßlichſte, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenſtandes willen auch da, wo ſie nur Handwerk oder kaum eine Kunſt iſt, vieles zugute hält und ſich an ihr erfreut; teils, weil eine techniſche, obgleich geiſtloſe Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung ſetzt, ſo daß ſie ſich alſo nur einigermaßen zur Kunſt zu ſteigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu ſein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der ſichtbaren Gegenſtände aufeinander iſt ſchon angenehm, und da das Auge ohnehin gewohnt iſt, alles zu ſehen, ſo iſt ihm eine Mißgeſtalt und alſo auch ein Mißbild nicht ſo zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die ſchlechteſte Abbildung gelten, weil man noch ſchlechtere Gegenſtände zu ſehen gewohnt iſt. Der Maler

darf alſo nur einigermaßen Künſtler ſein, ſo findet er ſchon ein größeres Publikum als der Muſiker, der auf gleichem Grade ſtünde; wenigſtens kann der geringere Maler immer für ſich operieren, anſtatt daß der mindere Muſiker ſich mit anderen ſoziieren muß, um durch geſellige Leiſtung einigen Effekt zu tun.

Die Frage, ob man bei Betrachtung von Kunſtleiſtungen vergleichen ſolle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner ſoll vergleichen; denn ihm ſchwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt, was geleiſtet werden könne und ſolle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert ſich am beſten, wenn er nicht vergleicht, ſondern jedes Verdienſt einzeln betrachtet: dadurch bildet ſich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urteils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu ſchätzen weiß.

Ein hiſtoriſches Menſchengefühl heißt ein dergeſtalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienſte und Verdienſtlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anſchlag bringt.

Das Beſte, was wir von der Geſchichte haben, iſt der Enthuſiasmus, den ſie erregt.

Eigentümlichkeit ruft Eigentümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menſchen gar viele ſind, die doch auch etwas Bedeutendes ſagen wollen, ohne

produktiv zu ſein, und da kommen die wunderlichſten Dinge an den Tag.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publikum einen böſen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören ſoll, ſo muß ſie poſitiv ausgeſprochen werden; Problematiſches hab' ich in mir ſelbſt genug.

Der Aberglaube gehört zum Weſen des Menſchen und flüchtet ſich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichſten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen ſicher zu ſein glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles beſſer kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenſtand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erſt faßlich.

Mikroſkope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menſchenſinn.

Ich ſchweige zu vielem ſtill; denn ich mag die Menſchen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn ſie ſich freuen da, wo ich mich ärgere.

Alles, was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Das Was des Kunſtwerks intereſſiert die Menſchen mehr als das Wie; jenes können ſie einzeln ergreifen, dieſes im

ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: „Woher hat's der Dichter?" geht auch nur aufs Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunſt, beſonders durch Poeſie geregelt. Es iſt nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geſchmack.

Das Manierierte iſt ein verfehltes Ideelle, ein ſubjektiviertes Ideelle; daher fehlt ihm das Geiſtreiche nicht leicht.

Der Philolog iſt angewieſen auf die Kongruenz des geſchrieben Überlieferten. Ein Manuſkript liegt zum Grunde, es finden ſich in demſelben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was ſonſt alles an einem Manuſkript zu tadeln ſein mag. Nun findet ſich eine zweite Abſchrift, eine dritte; die Vergleichung derſelben bewirkt immer mehr, das Verſtändige und Vernünftige der Überlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von ſeinem innern Sinn, daß derſelbe ohne äußere Hülfsmittel die Kongruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzuſtellen wiſſe. Weil nun hiezu ein beſonderer Takt, eine beſondere Vertiefung in ſeinen abgeſchiedenen Autor nötig und ein gewiſſer Grad von Erfindungskraft gefordert wird, ſo kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er ſich auch ein Urteil bei Geſchmacksſachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, das heißt, wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. — Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Äußeres zu verkörpern, oder ohne das Äußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vorteile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vorteile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Eigentlichster Wert der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vorteils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakespeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nötigt sie, ihn zu reproduzieren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produzieren.

Über Geschichte kann niemand urteilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen.

Die Deutſchen können erſt über Literatur urteilen, ſeitdem ſie ſelbſt eine Literatur haben.

Man iſt nur eigentlich lebendig, wenn man ſich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit iſt kein Zweck, ſondern ein Mittel, um durch die reinſte Gemütsruhe zur höchſten Kultur zu gelangen.

Deswegen läßt ſich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufſtecken, meiſtens Heuchler werden.

Erfüllte Pflicht empfindet ſich immer noch als Schuld, weil man ſich nie ganz genug getan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deshalb, um ſie einzuſehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu nötig iſt.

Das höchſte Glück iſt das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Fehler ausgleicht.

Kannſt du leſen, ſo ſollſt du verſtehen; kannſt du ſchreiben, ſo mußt du etwas wiſſen; kannſt du glauben, ſo ſollſt du begreifen; wenn du begehrſt, wirſt du ſollen; wenn du forderſt, wirſt du nicht erlangen, und wenn du erfahren biſt, ſollſt du nutzen.

Man erkennt niemand an als den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach ist dem Müller befreundet, dem er nutzt, und er stürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durchs Tal hinzuschleichen?

Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstrakte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraktion.

Wer zu viel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

Nach Analogien denken ist nicht zu schelten: die Analogie hat den Vorteil, daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induktion verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes; reines Anschauen des Äußern und Innern ist sehr selten.

Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich,

tropiſch, als Poeſie des Genies, als Sprichwörtlichkeit des Menſchenverſtandes.

Das Abweſende wirkt auf uns durch Überlieferung. Die gewöhnliche iſt hiſtoriſch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, iſt mythiſch. Sucht man hinter dieſer noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, ſo verwandelt ſie ſich in Myſtik. Auch wird ſie leicht ſentimental, ſo daß wir uns nur, was gemütlich iſt, aneignen.

Im Betrachten wie im Handeln iſt das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterſcheiden; ohne dies läßt ſich im Leben wie im Wiſſen wenig leiſten.

„Le sens commun est le Génie de l'humanité."

Der Gemeinverſtand, der als Genie der Menſchheit gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Äußerungen betrachtet werden. Forſchen wir, wozu ihn die Menſchheit benutzt, ſo finden wir folgendes:
Die Menſchheit iſt bedingt durch Bedürfniſſe. Sind dieſe nicht befriedigt, ſo erweiſt ſie ſich ungeduldig; ſind ſie befriedigt, ſo erſcheint ſie gleichgültig. Der eigentliche Menſch bewegt ſich alſo zwiſchen beiden Zuſtänden, und ſeinen Verſtand, den ſogenannten Menſchenverſtand, wird er anwenden, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; iſt es geſchehen, ſo hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beſchränkt ſich dieſes in die nächſten und notwendigſten Grenzen, ſo gelingt es ihm auch. Erheben ſich aber die Bedürfniſſe, treten ſie aus dem Kreiſe des Gemeinen heraus, ſo iſt der Gemeinverſtand nicht mehr hinreichend, er iſt kein Genius mehr, die Region des Irrtums iſt der Menſchheit aufgetan.

Es geſchieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verſtand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverſtand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, ſobald ſie in die Erſcheinung tritt, wirkt tyranniſch; daher die Vorteile, die ſie hervorbringt, ſich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Inſtitution verteidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzutun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Leſſing, der mancherlei Beſchränkung unwillig fühlte, läßt eine ſeiner Perſonen ſagen: „Niemand muß müſſen.“ Ein geiſtreicher frohgeſinnter Mann ſagte: „Wer will, der muß.“ Ein Dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: „Wer einſieht, der will auch.“ Und ſo glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müſſens abgeſchloſſen zu haben. Aber im Durchſchnitt beſtimmt die Erkenntnis des Menſchen, von welcher Art ſie auch ſei, ſein Tun und Laſſen; deswegen auch nichts ſchrecklicher iſt, als die Unwiſſenheit handeln zu ſehen.

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei aufs Geziemende. Das Recht iſt abwägend und entſcheidend, die Polizei überſchauend und gebietend. Das Recht bezieht ſich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Geſamtheit.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit: es iſt dasjenige, was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſein wird.

Autorität, daß nämlich etwas ſchon einmal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſei, hat großen Wert; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre, wo du ſtehſt! — Maxime, notwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteien geriſſen werden, ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man tut immer beſſer, daß man ſich grad' ausſpricht, wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen; denn alle Beweiſe, die wir vorbringen, ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Widriggeſinnten hören weder auf das eine noch auf das andere.

Jedes Exiſtierende iſt ein Analogon alles Exiſtierenden; daher erſcheint uns das Daſein immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles ins Unendliche. In beiden Fällen ſtagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getötet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das

Gewordene angewieſen; jene bekümmert ſich nicht: wozu? dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntnis das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung, die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das Nächſte iſt und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal, ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in nichts zerfließt, die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind, ſie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſei ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig voneinander und ſuche ſie gewaltſam zu iſolieren; dann betrachte ich ſie als Korrelate, und ſie verbinden ſich

zu einem entſchiedenen Leben. Dies bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in bezug auf die neueſte, um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im ſtillen längſt ausgebildet, unverſehens, mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es iſt eine aus dem Innern am Äußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeins die ſeligſte Verſicherung gibt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich ſei; er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere, das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigſten ſind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoriſten; ihre Verſuche ſind kleinlich und kompliziert, ihre Hypotheſen abſtrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme ſind, und das ſind die allerſchlimmſten.

Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau iſt, braucht man nicht um die Welt zu reiſen.

Das Allgemeine und Beſondere fallen zuſammen: das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben; willſt du aber dem andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke, daß du es nun mit dreien zu tun haſt: mit dem Gegenſtand und zwei Subjekten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich ins Allgemeine zu ergehen, im Beſondern zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpezifizieren und, wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich dartun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolideszieren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammenzuziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, ſo kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Maße; deswegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſein ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch, daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuren Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

In der Naturforſchung bedarf es eines kategoriſchen Im-

peratives ſo gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre: zu begreifen, daß alles Faktiſche ſchon Theorie iſt. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen: ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Grenzen der Menſchheit reſigniere oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines bornierten Individuums.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Übereilung, da ſie von dem Phänomen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler, der noch heutzutage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder, womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen, er ſieht: je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe fixieren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt, das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läßliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Närriſchſte iſt, daß jeder glaubt, überliefern zu müſſen, was man gewußt zu haben glaubt.

Lebhafte Frage nach der Urſache, Verwechſlung von Urſache und Wirkung, Beruhigung in einer falſchen Theorie ſind von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher ſich nicht verpflichtet fühlte, das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal geſagt hat, ſo wären es ganz andere Leute geworden.

Das Falſche hat den Vorteil, daß man immer darüber ſchwätzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, ſonſt iſt es nicht da.

Wer nicht einſieht, wie das Wahre praktiſch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur ſein irriges mühſeliges Treiben einigermaßen beſchönigen könne.

Die Deutſchen, und ſie nicht allein, beſitzen die Gabe, die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer iſt Meiſter, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und friſcher Tat führt. Man frage nun, warum ſie uns überall voraus ſind.

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſte Problem liegt, gerne ein Phantaſiebild hinfabelt, das er nicht loswerden kann, wenn das Problem auch aufgelöſt und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen hab' ich unausgeſetzt die Frage geſtellt: Iſt es der Gegenſtand oder biſt du es, der ſich hier ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch ſieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere, ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen bemüht iſt. Tüchtige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es gehen will, zu gebaren, andere zaudern an ihr herum, einige zweifeln ſogar an ihrem Daſein.
Wer ſich von dieſer Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemandem ſtreiten, ſondern nur die Vorſtellungsart eines andern wie ſeine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren faſt täglich, daß der eine mit Bequem-

lichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich iſt, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, ſondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig ſind.

Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für ſich ſelbſt. Spreche ich mit einem andern von dem, was ich zu wiſſen glaube, unmittelbar glaubt er's beſſer zu wiſſen, und ich muß mit meinem Wiſſen immer wieder in mich ſelbſt zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrtum entwickelt ſich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Menſch findet ſich mitten unter Wirkungen und kann ſich nicht enthalten, nach den Urſachen zu fragen; als ein bequemes Weſen greift er nach der nächſten als der beſten und beruhigt ſich dabei; beſonders iſt dies die Art des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Sieht man ein Übel, ſo wirkt man unmittelbar darauf, das heißt, man kuriert unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrſchaft; die entſtandene Welt, mit der ſich die Geognoſie abgibt, iſt tot. Daher kann es keine Geologie geben; denn die Vernunft hat hier nichts zu tun.

Wenn ich ein zerſtreutes Gerippe finde, ſo kann ich es zuſammenleſen und aufſtellen; denn hier ſpricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Rieſenfaultier wäre.

Was nicht mehr entſteht, können wir uns als entſtehend nicht denken; das Entſtandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulkanismus iſt eigentlich ein kühner Verſuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigſtens ähnliche Wirkungen werden auf verſchiedene Weiſe durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität; denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich akkommodieren, aus Schwachen, die ſich aſſimilieren, und der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im mindeſten zu wiſſen, was ſie will.

Die Mathematik iſt wie die Dialektik ein Organ des inneren höheren Sinnes; in der Ausübung iſt ſie eine Kunſt wie die Beredſamkeit. Für beide hat nichts Wert als die Form; der Gehalt iſt ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falſches verteidige, iſt beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menſchen an, der ein ſolches Geſchäft betreibt, eine ſolche Kunſt ausübt. Ein durchgreifender Advokat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel erſcheinen beide gleich gottähnlich.

Was iſt an der Mathematik exakt als die Exaktheit? Und dieſe, iſt ſie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurteil wegzuheben, ſie kann den Eigenſinn nicht lindern, den Parteigeiſt nicht beſchwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag ſie.

Der Mathematiker iſt nur inſofern vollkommen, als er ein vollkommener Menſch iſt, als er das Schöne des Wahren in ſich empfindet; dann erſt wird er gründlich, durchſichtig, umſichtig, rein, klar, anmutig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für ſich iſt richtig, tüchtig, zierlich, ſondern der Geiſt iſt es, der ſich darin verkörpert, und ſo kommt es nicht auf einen jeden an, ob er ſeinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünſchenswerten Eigenſchaften verleihen will: es iſt die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften verliehen hat. Die geiſtigen: das Vermögen der An- und Durchſchauung, die ſittlichen: daß er die böſen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zuſammengeſetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen iſt ein Unheil, das in dem ganzen Körper der Wiſſenſchaft verteilt iſt, von den Einſichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingeſtanden.

Man ſehe die Phyſik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene ſowie die Verſuche, worauf ſie gebaut iſt, verſchiedenen Wert haben.

Auf die primären, die Urverſuche kommt alles an, und das Kapitel, das hierauf gebaut iſt, ſteht ſicher und feſt. Aber

es gibt auch ſekundäre, tertiäre und ſo weiter; geſteht man dieſen das gleiche Recht zu, ſo verwirren ſie nur das, was von den erſten aufgeklärt war.

Ein großes Übel in den Wiſſenſchaften, ja überall entſteht daher, daß Menſchen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretiſieren ſich vermeſſen, weil ſie nicht begreifen, daß noch ſo vieles Wiſſen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menſchenverſtand zu Werke, dieſer aber hat ſeine Grenzen, und wenn er ſie überſchreitet, kommt er in Gefahr, abſurd zu werden. Des Menſchenverſtandes angewieſenes Gebiet und Erbteil iſt der Bezirk des Tuns und Handelns. Tätig wird er ſich ſelten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen jedoch iſt nicht ſeine Sache.

Die Erfahrung nutzt erſt der Wiſſenſchaft, ſodann ſchadet ſie, weil die Erfahrung Geſetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchſchnitt von beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man ſagt, zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen liege die Wahrheit mitteninne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwiſchen, das Unſchaubare, das ewig tätige Leben, in Ruhe gedacht.

Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anſtoßes, über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe wert, ſiebzig Jahr alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott.

Das Wahre iſt gottähnlich: es erſcheint nicht unmittelbar, wir müſſen es aus ſeinen Manifeſtationen erraten.

Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert ſich dem Meiſter.

Aber die Menſchen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn ſie wiſſen nicht, daß ihr Verſtand eben ſolche Künſte wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns ihr eigenſtes Werk nachahmen; doch wiſſen wir nur, was wir tun, erkennen aber nicht, was wir nachahmen.

Alles iſt gleich, alles ungleich, alles nützlich und ſchädlich, ſprechend und ſtumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerſpricht ſich öfters.

Denn das Geſetz haben die Menſchen ſich ſelbſt auferlegt, ohne zu wiſſen, über was ſie Geſetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menſchen geſetzt haben, das will nicht paſſen, es mag recht oder unrecht ſein; was aber die Götter ſetzten, das iſt immer am Platz, recht oder unrecht.

Das Unſterbliche iſt nicht dem ſterblichen Leben zu vergleichen, und doch iſt auch das bloß Lebende verſtändig. So weiß der Magen recht gut, wann er hungert und dürſtet.

So verhält sich die Wahrsagekunst zur menschlichen Natur. Und beide sind dem Einsichtsvollen immer recht; dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so, bald so.

In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläst und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt; ist er aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark. Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vorteil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.

Was einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe.

Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen.

Ein Eklektiker aber ist ein jeder, der aus dem, was ihn umgibt, aus dem, was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist; und in diesem Sinne gilt alles, was Bildung und Fortschreitung heißt, theoretisch oder praktisch genommen.

Verſchiedene Sprüche der Alten, die man ſich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in ſpäteren Zeiten geben möchte.

Das Wort; es ſolle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder in die Schule des Philoſophen treten, heißt nicht etwa, man ſolle ein Mathematiker ſein, um ein Weltweiſer zu werden.

Geometrie iſt hier in ihren erſten Elementen gedacht, wie ſie uns im Euklid vorliegt, und wie wir ſie einen jeden Anfänger beginnen laſſen. Alsdann aber iſt ſie die vollkommenſte Vorbereitung, ja Einleitung in die Philoſophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem ſichtbaren Punkte ein unſichtbarer vorhergehen müſſe, daß der nächſte Weg zwiſchen zwei Punkten ſchon als Linie gedacht werde, ehe ſie mit dem Bleiſtift aufs Papier gezogen wird, ſo fühlt er einen gewiſſen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht; denn ihm iſt die Quelle alles Denkens aufgeſchloſſen, Idee und Verwirklichtes, ‚potentia et actu' iſt ihm klar geworden; der Philoſoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von ſeiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir ſodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich ſelbſt, ſo müſſen wir es nicht im asketiſchen Sinne auslegen. Es iſt keineswegs die Heautognoſie unſerer modernen Hypochondriſten, Humoriſten und Heautontimorumenen damit gemeint; ſondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen acht auf dich ſelbſt, nimm Notiz von dir ſelbſt, damit du gewahr werdeſt, wie du zu deinesgleichen

und der Welt zu ſtehen kommſt. Hiezu bedarf es keiner pſychologiſchen Quälereien; jeder tüchtige Menſch weiß und erfährt, was es heißen ſoll; es iſt ein guter Rat, der einem jeden praktiſch zum größten Vorteil gedeiht.

Man denke ſich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratiſchen Schule, daß ſie Quelle und Richtſchnur alles Lebens und Tuns vor Augen ſtellt, nicht zu leerer Spekulation, ſondern zu Leben und Tat auffordert.

Wenn nun unſer Schulunterricht immer auf das Altertum hinweiſt, das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache fördert, ſo können wir uns Glück wünſchen, daß dieſe zu einer höheren Kultur ſo nötigen Studien niemals rückgängig werden.

Denn wenn wir uns dem Altertum gegenüberſtellen und es ernſtlich in der Abſicht anſchauen, uns daran zu bilden, ſo gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erſt eigentlich zu Menſchen würden.

Der Schulmann, indem er Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen verſucht, kommt ſich höher und vornehmer vor, als er ſich in ſeinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichteriſche und bildneriſche Schöpfungen empfängliche Geiſt fühlt ſich dem Altertum gegenüber in den anmutigſt-ideellen Naturzuſtand verſetzt, und noch auf den heutigen Tag haben die Homeriſchen Geſänge die Kraft, uns wenigſtens für Augenblicke von der furchtbaren Laſt zu befreien, welche die Überlieferung von mehrern tauſend Jahren auf uns gewälzt hat.

Wie Sokrates den ſittlichen Menſchen zu ſich berief, damit dieſer ganz einfach einigermaßen über ſich ſelbſt aufgeklärt würde, ſo traten Plato und Ariſtoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine, mit Geiſt und Gemüt ſich ihr anzueignen, der andere, mit Forſcherblick und Methode ſie für ſich zu gewinnen. Und ſo iſt denn auch jede Annäherung, die ſich uns im ganzen und einzelnen an dieſe dreie möglich macht, das Ereignis, was wir am freudigſten empfinden und was unſere Bildung zu befördern ſich jederzeit kräftig erweiſt.

Um ſich aus der grenzenloſen Vielfachheit, Zerſtückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, muß man ſich immer die Frage vorlegen: Wie würde ſich Plato gegen die Natur, wie ſie uns jetzt in ihrer größeren Mannigfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erſcheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu ſein, daß wir auf demſelben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntnis organiſch gelangen und von dieſem Grund aus die Gipfel eines jeden Wiſſens uns nach und nach aufbauen und befeſtigen können. Wie uns hiebei die Tätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, iſt freilich eine Unterſuchung, die wir jeden Tag anſtellen müſſen, wenn wir nicht das Nützliche abweiſen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es ſich hauptſächlich mit Analyſe abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe, die falſchen obwaltenden Syntheſen zu entdecken und deren Inhalt aufs neue zu analyſieren.

Es gibt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte; die Aufklärung über griechisches und römisches Altertum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt, daß das Herz in einen gewissen einfachen Naturzustand zurückzukehren und die Einbildungskraft sich zu konzentrieren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde Sinne, Gedanken, Gemüt auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu, und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, das heißt, je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen

und im beſondern auf uns anwenden, nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit- und Ortsverhältniſſen einen eignen, beſondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau beſehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformieren und gegen andere zu proteſtieren, wenn auch nicht in religiöſem Sinne.

Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernſtliche Beſtreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geſchauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichſt unmittelbar zuſammentreffend zu erfaſſen.

Jeder prüfe ſich, und er wird finden, daß dies viel ſchwerer ſei, als man denken möchte; denn leider ſind dem Menſchen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meiſtenteils beſſer, als er ſich ausſpricht.

Verharren wir aber in dem Beſtreben, das Falſche, Ungehörige, Unzulängliche, was ſich in uns und andern entwickeln oder einſchleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichſte zu beſeitigen!

Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß, ſittlich zu ſein, habe ich keine Gewalt mehr.

Zenſur und Preßfreiheit werden immerfort miteinander kämpfen. Zenſur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in ſeinen Planen noch ſeiner Tätigkeit durch vorlautes widerſprechen-

des Weſen gehindert, ſondern gehorcht ſein; dieſe wollen ihre Gründe ausſprechen, den Ungehorſam zu legitimieren. Dieſes wird man überall geltend finden.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Teil gleichfalls auf ſeine Weiſe die Preßfreiheit zu unterdrücken ſucht, und zwar in dem Falle, wenn er konſpiriert und nicht verraten ſein will.

Man wird nie betrogen, man betrügt ſich ſelbſt.

Wir brauchen in unſerer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit ſich zu Kind verhält, ſo das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Geſetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene ſpricht immer dasſelbe aus, iſt vernünftig, beſtändig, rein und wahr; dieſes weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in dieſem Sinne ſoll und kann das Geſetz der allgemein ausgeſprochene Wille der Volkheit ſein, ein Wille, den die Menge niemals ausſpricht, den aber der Verſtändige vernimmt, und den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht: wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzuſetzen, darum bekümmern wir uns nicht: wir hüten uns nur, daß es nicht in Verſuchung komme, es zu tun.

Wenn man den Tod abſchaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesſtrafen abzuſchaffen wird ſchwer halten. Geſchieht es, ſo rufen wir ſie gelegentlich wieder zurück.

Wenn ſich die Sozietät des Rechtes begibt, die Todesſtrafe zu verfügen, ſo tritt die Selbſthilfe unmittelbar wieder hervor: die Blutrache klopft an die Türe.

Alle Geſetze ſind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verſtändige regiert nicht, aber der Verſtand; nicht der Vernünftige, ſondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem ſtellt er ſich gleich.

Es iſt nicht genug zu wiſſen, man muß auch anwenden; es iſt nicht genug zu wollen, man muß auch tun.

Es gibt keine patriotiſche Kunſt und keine patriotiſche Wiſſenſchaft. Beide gehören wie alles hohe Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechſelwirkung aller zugleich Lebenden in ſteter Rückſicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt iſt, gefördert werden.

Wiſſenſchaften entfernen ſich im ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück. Denn ſie ſind eigentlich Kompendien des Lebens: ſie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zuſammenhang.

Nur durch eine erhöhte Praxis ſollten die Wiſſenſchaften auf die äußere Welt wirken; denn eigentlich ſind ſie alle eſoteriſch und können nur durch Verbeſſern irgend eines Tuns exoteriſch werden. Alle übrige Teilnahme führt zu nichts.

Die Wiſſenſchaften, auch in ihrem innern Kreiſe betrachtet, werden mit augenblicklichem jedesmaligem Intereſſe behandelt. Ein ſtarker Anſtoß, beſonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigſtens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Teilnahme, die jahrelang dauern kann und die beſonders in den letzten Zeiten ſehr fruchtbar geworden iſt.

Ein bedeutendes Faktum, ein geniales Aperçu beſchäftigt eine ſehr große Anzahl Menſchen, erſt nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiterzuführen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erſcheinung, was ſie nutze, und ſie hat nicht unrecht; denn ſie kann bloß durch den Nutzen den Wert einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weiſen fragen, wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, das heißt, um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Notwendige, welche ganz andere Geiſter, ſcharfſinnige, lebensluſtige, techniſch geübte und gewandte, ſchon finden werden.

Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vorteil zu ziehen, indem ſie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung, geſchwinder Beſitznahme, vielleicht gar durch Präokkupation zu erwerben ſuchen und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die praktiſche Blüte derſelben, offenbar verkümmern.

Das ſchädlichſte Vorurteil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könne.

Jeder Forſcher muß ſich durchaus anſehen als einer, der zu einer Jury berufen iſt. Er hat nur darauf zu achten, inwiefern der Vortrag vollſtändig ſei und durch klare Belege auseinandergeſetzt. Er faßt hiernach ſeine Überzeugung zuſammen und gibt ſeine Stimme, es ſei nun, daß ſeine Meinung mit der des Referenten übereintreffe, oder nicht.

Die Geſchichte der Philoſophie, der Wiſſenſchaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen maſſenweis ſich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, das heißt, dem menſchlichen Geiſte in ſeinem gemeinen Zuſtande gemäß und bequem iſt. Ja derjenige, der ſich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer vorausſetzen, daß er die Majorität gegen ſich habe.

Wäre die Natur in ihren lebloſen Anfängen nicht ſo gründlich ſtereometriſch, wie wollte ſie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Menſch an ſich ſelbſt, inſofern er ſich ſeiner geſunden Sinne bedient, iſt der größte und genaueſte phyſikaliſche Apparat, den es geben kann, und das iſt eben das größte Unheil der neuern Phyſik, daß man die Experimente gleichſam vom Menſchen abgeſondert hat und bloß in dem, was künſtliche Inſtrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was ſie leiſten kann, dadurch beſchränken und beweiſen will.

Es iſt von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leiſten ſoll. Konnte man doch die Elektrizität erſt

nur durch Reiben darſtellen, deren höchſte Erſcheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Jeder Denkende, der ſeinen Kalender anſieht, nach ſeiner Uhr blickt, wird ſich erinnern, wem er dieſe Wohltaten ſchuldig iſt. Wenn man ſie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weiſe in Zeit und Raum gewähren läßt, ſo werden ſie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört, und ohne welches ſie ſelbſt weder tun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Einer neuen Wahrheit iſt nichts ſchädlicher als ein alter Irrtum.

Die Menſchen ſind durch die unendlichen Bedingungen des Erſcheinens dergeſtalt obruiert, daß ſie das eine Urbedingende nicht gewahren können.

Steine ſind ſtumme Lehrer, ſie machen den Beobachter ſtumm, und das Beſte, was man von ihnen lernt, iſt nicht mitzuteilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir ſelbſt; ein ausgeſprochenes Wort fördert ſelten, es erregt meiſtens Widerſpruch, Stocken und Stillſtehen.

Die Kriſtallographie, als Wiſſenſchaft betrachtet, gibt zu ganz eigenen Anſichten Anlaß. Sie iſt nicht produktiv, ſie iſt nur ſie ſelbſt und hat keine Folgen, beſonders nunmehr, da man ſo manche iſomorphiſche Körper angetroffen hat, die ſich ihrem Gehalte nach ganz verſchieden erweiſen. Da ſie eigentlich nirgends anwendbar iſt, ſo hat ſie ſich in

dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie gibt dem Geist eine gewisse beschränkte Befriedigung und ist in ihren Einzelheiten so mannigfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann; deswegen sie auch vorzügliche Menschen so entschieden und lange an sich festhält.

Etwas Mönchisch-Hagestolzenartiges hat die Kristallographie und ist daher sich selbst genug. Von praktischer Lebenseinwirkung ist sie nicht; denn die köstlichsten Erzeugnisse ihres Gebietes, die kristallinischen Edelsteine, müssen erst zugeschliffen werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem grenzenlosesten Einfluß aufs Leben sich erweist.

Der Begriff vom Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sei. Deshalb das System der Einschachtelung uns begreiflich vorkommt.

Wie manches Bedeutende sieht man aus Teilen zusammensetzen: man betrachte die Werke der Baukunst; man sieht manches sich regel- und unregelmäßig anhäufen. Daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand; deshalb wir uns nicht scheuen, ihn auch in organischen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterschied des Phantastischen und Ideellen, des Gesetzlichen und Hypothetischen nicht zu fassen weiß, der ist als Naturforscher in einer üblen Lage.

563222 A 99

Es gibt Hypotheſen, wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

Man tut nicht wohl, ſich allzulange im Abſtrakten aufzuhalten. Das Eſoteriſche ſchadet nur, indem es exoteriſch zu werden trachtet. Leben wird am beſten durchs Lebendige belehrt.

Für die vorzüglichſte Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu erſetzen imſtande wäre.

Der unſchätzbare Vorteil, welchen die Ausländer gewinnen, indem ſie unſere Literatur erſt jetzt gründlich ſtudieren, iſt der, daß ſie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun ſchon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden und, wenn das Glück gut iſt, ganz eigentlich daran ſich auf das wünſchenswerteſte ausbilden.

Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland neckend.

Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben wie dem Ritter; es kommt nur darauf an, daß jeder ſeinen Zuſtand ergreife und ihn nach Würden behandle.

Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer florentiniſchen, römiſchen und venezianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreißig,

vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beschränkteren Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn, genau besehen, gilt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen: denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie alsobald in die Weite. Florenz beweist seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italienern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueste Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutsche Theater befindet sich in der Schlußepoche, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet ist, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst wie einer jeden andern ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höheren Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Rezitation ruht alle Deklamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so bleibt offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Wert, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakeſpeare und Calderon haben ſolchen Vorleſungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das impoſante Fremde, das bis zum Unwahren geſteigerte Talent der deutſchen Ausbildung ſchädlich werden müſſe!

Eigentümlichkeit des Ausdrucks iſt Anfang und Ende aller Kunſt. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigentümlichen der Menſchheit abweichende beſondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerſtreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derſelben hingäben, unſere eigene charakteriſtiſche Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wieviel Falſches Shakeſpeare und beſonders Calderon über uns gebracht, wie dieſe zwei großen Lichter des poetiſchen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken.

Eine völlige Gleichſtellung mit dem ſpaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat ſoviel Konventionelles, daß einem redlichen Beobachter ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretikette durchzuerkennen. Und bringt man ſo etwas irgend einem Publikum, ſo ſetzt man bei demſelben immer guten Willen voraus, daß es geneigt ſei, auch das Weltfremde zuzugeben, ſich an ausländiſchem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen und aus dem, was ihm eigentlich gemäß iſt, eine Zeitlang herauszugehen.

Yorik-Sterne war der ſchönſte Geiſt, der je gewirkt hat; wer ihn lieſt, fühlt ſich ſogleich frei und ſchön; ſein

Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sternes Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.

In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirksame verdunkelt und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand: deswegen man wohltut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist wird am besten erhalten und belobt, wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben!

Chinesische, indische, ägyptische Altertümer sind immer nur Kuriositäten; es ist sehr wohlgetan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln; deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Sehen wir unsre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir, daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wiſſen wollte, das verdroß die Deutſchen doch, und ſie taten das möglichſte, als etwas vor ihm zu erſcheinen.

Jetzt, da ſich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau beſehen, der Deutſche am meiſten zu verlieren; er wird wohltun, dieſer Warnung nachzudenken.

Auch einſichtige Menſchen bemerken nicht, daß ſie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen ſind, bei denen man ſich beruhigen müßte.

Wer ſich von nun an nicht auf eine Kunſt oder Handwerk legt, der wird übel dran ſein. Das Wiſſen fördert nicht mehr bei dem ſchnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man ſich ſelbſt.

Eine allgemeine Ausbildung bringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen; das Beſondere müſſen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir ſie nicht ſuchen.

»Pereant, qui ante nos nostra dixerunt!«
So wunderlich könnte nur derjenige ſprechen, der ſich einbildete, ein Autochthon zu ſein. Wer ſich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzuſtammen, wird ihnen doch wenigſtens ebenſoviel Menſchenſinn zugeſtehen als ſich ſelbſt.

Die originalſten Autoren der neuſten Zeit ſind es nicht deswegen, weil ſie etwas Neues hervorbringen, ſondern allein,

weil ſie fähig ſind, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals wären geſagt geweſen.

Daher iſt das ſchönſte Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergeſtalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wieviel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Kultur hervor wie die Blüten aus den grünen Zweigen. Zur Roſenzeit ſieht man Roſen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Geſinnungen an; wo dieſe ſind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem ſie ſind, ſind auch die Gedanken.

Wer lange in bedeutenden Verhältniſſen lebt, dem begegnet freilich nicht alles, was dem Menſchen begegnen kann, aber doch das Analoge, und vielleicht einiges, was ohne Beiſpiel war.

# Aus dem Nachlaß

## Über Literatur und Leben

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem ſtockenden pedantiſchen Volke ein Ärgernis und einem Viel-, aber Leichtgebildeten eine Torheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gaſt in die Erſcheinung, und wie ſie ſich zu realiſieren beginnt, iſt ſie kaum von Phantaſie und Phantaſterei zu unterſcheiden.

Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen iſt bedenklich, beſonders an die Weiblein. Wie es auch ſei, umgibt ſich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religiös-moraliſch-äſthetiſchen Serail.

Alle Empiriker ſtreben nach der Idee und können ſie in der Mannigfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker ſuchen ſie im Mannigfaltigen und können ſie darinne nicht auffinden.

Beide jedoch finden ſich im Leben, in der Tat, in der Kunſt zuſammen, und das iſt ſo oft geſagt; wenige aber verſtehen, es zu nutzen.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch nicht recht verſtehen, ſie vollkommen zu nutzen.

Jedem Alter des Menſchen antwortet eine gewiſſe Philoſophie. Das Kind erſcheint als Realiſt; denn es findet ſich ſo überzeugt von dem Daſein der Birnen und Äpfel als von dem ſeinigen. Der Jüngling, von innern Leidenſchaften beſtürmt, muß auf ſich ſelbſt merken, ſich vor-

fühlen: er wird zum Idealiſten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Urſache; er tut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte ſei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Urſache, den Verſtand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher ſich über eine falſche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird ſich immer zum Myſtizismus bekennen. Er ſieht, daß ſo vieles vom Zufall abzuhängen ſcheint: das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige ſchlägt fehl, Glück und Unglück ſtellen ſich unerwartet ins Gleiche; ſo iſt es, ſo war es, und das hohe Alter beruhigt ſich in dem, der da iſt, der da war, und der da ſein wird.

Wir ſind naturforſchend Pantheiſten, dichtend Polytheiſten, ſittlich Monotheiſten.

Den teleologiſchen Beweis vom Daſein Gottes hat die kritiſche Vernunft beſeitigt; wir laſſen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, ſoll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Niphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, in Blütenduft und lauem Luftſäuſeln nicht ein liebevoll ſich annäherndes Weſen empfinden dürfen?

„Ich glaube einen Gott!“ dies iſt ein ſchönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbare, das iſt eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung.

„Die Natur verbirgt Gott!“ Aber nicht jedem!

Gott, wenn wir hoch ſtehen, iſt alles; ſtehen wir niedrig, ſo iſt er ein Supplement unſrer Armſeligkeit.

Die Kreatur iſt ſehr ſchwach; denn ſucht ſie etwas, findet ſie's nicht. Stark aber iſt Gott; denn ſucht er die Kreatur, ſo hat er ſie gleich in ſeiner Hand.

Glaube iſt Liebe zum Unſichtbaren, Vertrauen aufs Unmögliche, Unwahrſcheinliche.

Das Chriſtentum ſteht mit dem Judentum in einem weit ſtärkern Gegenſatz als mit dem Heidentum.

Die chriſtliche Religion iſt eine intentionierte politiſche Revolution, die, verfehlt, nachher moraliſch geworden iſt.

Die Ohrenbeichte im beſten Sinne iſt eine fortgeſetzte Katechiſation der Erwachſnen.

Wenn ein gutes Wort eine gute Statt findet, ſo findet ein frommes Wort gewiß noch eine beſſere.

Alles kommt bei der Miſſion darauf an, daß der rohe ſinnliche Menſch gewahr wird, daß es eine Sitte gebe; daß der leidenſchaftliche, ungebändigte merkt, daß er Fehler begangen hat, die er ſich ſelbſt nicht verzeihen kann. Die erſte führt zur Annahme zarter Maximen, das letzte auf Glauben einer Verſöhnung. Alles Mittlere von zufällig ſcheinenden Übeln wird einer weiſen unerforſchlichen Führung anheim gegeben.

Wo Lampen brennen, gibt's Olflecken, wo Kerzen brennen, gibt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Pflicht: wo man liebt, was man ſich ſelbſt befiehlt.

Der rechtliche Menſch denkt immer, er ſei vornehmer und mächtiger, als er iſt.

Alle Geſetze ſind Verſuche, ſich den Abſichten der moraliſchen Weltordnung im Welt- und Lebenslaufe zu nähern.

Es iſt beſſer, es geſchehe dir unrecht, als die Welt ſei ohne Geſetz. Deshalb füge ſich jeder dem Geſetze.

Es iſt beſſer, daß Ungerechtigkeiten geſchehen, als daß ſie auf eine ungerechte Weiſe gehoben werden.

Nero hätte in den vier Jahren, die das Interregnum dauerte — ſo nenne ich die Regierungen des Galba, Otho, Vitellius — nicht ſo viel Unheil ſtiften können, als nach ſeiner Ermordung über die Welt gekommen.

Wäre es Gott darum zu tun geweſen, daß die Menſchen in der Wahrheit leben und handeln ſollten, ſo hätte er ſeine Einrichtung anders machen müſſen.

Man könnte zum Scherze ſagen, der Menſch ſei ganz aus Fehlern zuſammengeſetzt, wovon einige der Geſellſchaft nützlich, andre ſchädlich, einige brauchbar, einige unbrauchbar gefunden werden. Von jenen ſpricht man Gutes: nennt ſie Tugenden; von dieſen Böſes: nennt ſie Fehler.

Nicht allein das Angeborene, ſondern auch das Erworbene iſt der Menſch.

Unſre Eigenſchaften müſſen wir kultivieren, nicht unſre Eigenheiten.

Charakter im großen und kleinen iſt, daß der Menſch demjenigen eine ſtete Folge gibt, deſſen er ſich fähig fühlt.

Man ſieht gleich, wo die zwei notwendigſten Eigenſchaften fehlen: Geiſt und Gewalt.

Unſre Meinungen ſind nur Supplemente unſrer Exiſtenz. Wie einer denkt, daran kann man ſehen, was ihm fehlt. Die leerſten Menſchen halten ſehr viel auf ſich, treffliche ſind mißtrauiſch, der Laſterhafte iſt frech, und der Gute iſt ängſtlich. So ſetzt ſich alles ins Gleichgewicht; jeder will ganz ſein oder es vor ſich ſcheinen.

Hiſtoriſch betrachtet, erſcheint unſer Gutes in mäßigem Lichte und unſere Mängel entſchuldigen ſich.

Der liebt nicht, der die Fehler des Geliebten nicht für Tugenden hält.

Man kann niemand lieben, als deſſen Gegenwart man ſicher iſt, wenn man ſein bedarf.

Man kennt nur diejenigen, von denen man leidet.

Man beobachtet niemand als die Perſonen, von denen man leidet. Um unerkannt in der Welt umherzugehen, müßte man nur niemand wehe tun.

Mit jemand leben oder in jemand leben ist ein großer Unterschied. Es gibt Menschen, in denen man leben kann, ohne mit ihnen zu leben, und umgekehrt. Beides zu verbinden ist nur der reinsten Liebe und Freundschaft möglich.

Es ist besser, man betrügt sich an seinen Freunden, als daß man seine Freunde betrüge.

Der Mensch kann nur mit seinesgleichen leben und auch mit denen nicht; denn er kann auf die Länge nicht leiden, daß ihm jemand gleich sei.

Wenn ein paar Menschen recht miteinander zufrieden sind, kann man meistens versichert sein, daß sie sich irren.

Der Wolf im Schafpelze ist weniger gefährlich als das Schaf in irgend einem Pelze, wo man es für mehr als einen Schöps nimmt.

Sage nicht, daß du geben willst, sondern gib! Die Hoffnung befriedigst du nie.

Man würde viel Almosen geben, wenn man Augen hätte zu sehen, was eine empfangende Hand für ein schönes Bild macht.

Zum Tun gehört Talent, zum Wohltun Vermögen.

Eine gefallene Schreibfeder muß man gleich aufheben, sonst wird sie zertreten.

Es ist keine Kunst, eine Göttin zur Hexe, eine Jungfrau zur Hure zu machen; aber zur umgekehrten Operation, Würde

zu geben dem Verſchmähten, wünſchenswert zu machen das Verworfene, dazu gehört entweder Kunſt oder Charakter.

Es gibt keine Lage, die man nicht veredeln könnte durch Leiſten oder Dulden.

Dem Verzweifelnden verzeiht man alles, dem Verarmten gibt man jeden Erwerb zu.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einſt in ruhiger geſelliger Stunde einen plaſtiſchen Trieb in ihrer Natur; ſie befleißigten ſich zuſammen und ſchufen ein liebliches Gebild, eine Pandora im höhern Sinne: die Geduld.

Lüſternheit: Spiel mit dem zu Genießenden, Spiel mit dem Genoſſenen.

Eitelkeit iſt eine perſönliche Ruhmſucht: man will nicht wegen ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Verdienſte, Taten geſchätzt, geehrt, geſucht werden, ſondern um ſeines individuellen Daſeins willen. Am beſten kleidet die Eitelkeit deshalb eine frivole Schöne.

Dummheit, ſeinen Feind vor dem Tode, und Niederträchtigkeit, nach dem Siege zu verkleinern.

Die ſchwer zu löſende Aufgabe ſtrebender Menſchen iſt, die Verdienſte älterer Mitlebenden anzuerkennen und ſich von ihren Mängeln nicht hindern zu laſſen.

Das radikale Übel: daß jeder gern ſein möchte, was er ſein könnte, und die übrigen nichts, ja nicht wären.

Ein Menſch zeigt nicht eher ſeinen Charakter, als wenn er von einem großen Menſchen oder irgend von etwas Außerordentlichem ſpricht. Es iſt der rechte Probierſtein aufs Kupfer.

Nur ſolchen Menſchen, die nichts hervorzubringen wiſſen, denen iſt nichts da.

Warum man doch ewige Mißreden hört? Sie glauben ſich alle etwas zu vergeben, wenn ſie das kleinſte Verdienſt anerkennen.

Vom Verdienſte fordert man Beſcheidenheit; aber diejenigen, die unbeſcheiden das Verdienſt ſchmälern, werden mit Behagen angehört.

Dem Menſchen iſt verhaßt, was er nicht glaubt, ſelbſt getan zu haben; deswegen der Parteigeiſt ſo eifrig iſt. Jeder Alberne glaubt, ins Beſte einzugreifen, und alle Welt, die nichts iſt, wird zu was.

Es iſt niemand fähig zu denken, daß jemand etwas konſtruieren und protegieren möchte, als um Partei zu machen.

Im Laufe des friſchen Lebens erduldet man viel, es ſei nun vom Veralteten oder Uberneuen.

Wie haben ſich die Deutſchen nicht gebärdet, um dasjenige abzuwehren, was ich allenfalls getan und geleiſtet habe, und tun ſie's nicht noch? Hätten ſie alles gelten laſſen und wären weitergegangen, hätten ſie mit meinem Erwerb gewuchert, ſo wären ſie weiter, wie ſie ſind.

Daß die Naturforſcher nicht durchaus mit mir einig werden, iſt bei der Stellung ſo verſchiedener Denkweiſen ganz natürlich; die meinige werde ich gleichfalls künftig zu behaupten ſuchen. Aber auch im äſthetiſchen und moraliſchen Felde wird es Mode, gegen mich zu ſtreiten und zu wirken. Ich weiß recht gut woher und wohin, warum und wozu, erkläre mich aber weiter nicht darüber. Die Freunde, mit denen ich gelebt, für die ich gelebt, werden ſich und mein Andenken aufrecht zu erhalten wiſſen.

Das Urteil können ſie verwehren, aber die Wirkung nicht hindern.

Toleranz ſollte eigentlich nur eine vorübergehende Geſinnung ſein: ſie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Die wahre Liberalität iſt Anerkennung.

Mit wahrhaft Gleichgeſinnten kann man ſich auf die Länge nicht entzweien, man findet ſich immer wieder einmal zuſammen; mit eigentlich Widergeſinnten verſucht man umſonſt, Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

Ich höre das ganze Jahr jedermann anders reden, als ich's meine; warum ſollt' ich denn auch nicht einmal ſagen, wie ich geſinnt bin?

Eine nachgeſprochne Wahrheit verliert ſchon ihre Grazie, aber ein nachgeſprochner Irrtum iſt ganz ekelhaft.

Das Abſurde, Falſche läßt ſich jedermann gefallen: denn es ſchleicht ſich ein; das Wahre, Derbe nicht: denn es ſchließt aus.

Es gibt Menſchen, die auf die Mängel ihrer Freunde ſinnen; dabei iſt nichts zu gewinnen. Ich habe immer auf die Verdienſte meiner Widerſacher achtgehabt und davon Vorteil gezogen.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerſpruch zu erleiden.

Es iſt ganz einerlei, ob man das Wahre oder das Falſche ſagt: beidem wird widerſprochen.

Gegner glauben, uns zu widerlegen, wenn ſie ihre Meinung wiederholen und auf die unſrige nicht achten.

Diejenigen, welche widerſprechen und ſtreiten, ſollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verſtändlich ſei.

Es hört doch jeder nur, was er verſteht.

Eine richtige Antwort iſt wie ein lieblicher Kuß.

Es gibt viele Menſchen, die ſich einbilden, was ſie erfahren, das verſtünden ſie auch.

Wer kann ſagen, er erfahre was, wenn er nicht ein Erfahrender iſt?

Über die wichtigſten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens ſoll man nur mündlich verhandeln. Das ausgeſprochene Wort iſt ſogleich tot, wenn es nicht durch ein folgendes, dem Hörer

gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geſelliges Geſpräch! Gelangt das Wort nicht ſchon tot zu dem Hörer, ſo ermordet er es alſogleich durch Widerſpruch, Beſtimmen, Bedingen, Ablenken, Abſpringen, und wie die tauſendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geſchriebenen iſt es noch ſchlimmer. Niemand mag leſen als das, woran er ſchon einigermaßen gewöhnt iſt; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geſchriebene den Vorteil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt iſt.

Was man mündlich ausſpricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet ſein; was man ſchreibt, widme man der Ferne, der Folge.

Man frage nicht, ob man durchaus übereinſtimmt, ſondern ob man in einem Sinne verfährt.

Nichts Peinlichers habe gefunden, als mit jemand in widerwärtigem Verhältnis zu ſtehen, mit dem ich übrigens aus einem Sinne gern gehandelt hätte.

Beim Zerſtören gelten alle falſchen Argumente, beim Aufbauen keineswegs. Was nicht wahr iſt, baut nicht.

Die gegenwärtige Welt iſt nicht wert, daß wir etwas für ſie tun; denn die beſtehende kann in dem Augenblick abſcheiden. Für die vergangne und künftige müſſen wir arbeiten: für jene, daß wir ihr Verdienſt anerkennen, für dieſe, daß wir ihren Wert zu erhöhen ſuchen.

Wer freudig tut und ſich des Getanen freut, iſt glücklich.

Wie viele Jahre muß man nicht tun, um nur einigermaßen zu wiſſen, was und wie es zu tun ſei!

Es iſt nichts furchtbarer anzuſchauen als grenzenloſe Tätigkeit ohne Fundament. Glücklich diejenigen, die im Praktiſchen gegründet ſind und ſich zu gründen wiſſen! Hiezu bedarf's aber einer ganz eigenen Doppelgabe.

Es iſt nichts inkonſequenter als die höchſte Konſequenz, weil ſie unnatürliche Phänomene hervorbringt, die zuletzt umſchlagen.

Wer das erſte Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Man geht nie weiter, als wenn man nicht mehr weiß, wohin man geht.

Wer ſein Leben mit einem Geſchäft zubringt, deſſen Undankbarkeit er zuletzt einſieht, der haßt es und kann es doch nicht loswerden.

Frage ſich doch jeder, mit welchem Organ er allenfalls in ſeine Zeit einwirken kann und wird!

Ein ſchäbiges Kamel trägt immer noch die Laſten vieler Eſel.

Derjenige, der's allen andern zuvortun will, betrügt ſich meiſt ſelbſt; er tut nur alles, was er kann, und bildet ſich dann gefällig vor, das ſei ſoviel und mehr als das, was alle können.

Verſuche, die eigne Autorität zu fundieren: ſie iſt überall begründet, wo Meiſterſchaft iſt.

Denke nur niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe!

Wer tätig ſein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und ſo kommt er ohne Weitläufigkeit durch. Das iſt der Vorteil der Frauen, wenn ſie ihn verſtehen.

Mit Ungeduld beſtraft ſich zehnfach Ungeduld; man will das Ziel heranziehen und entfernt es nur.

Der Augenblick iſt eine Art von Publikum: man muß ihn betrügen, daß er glaube, man tue was; dann läßt er uns gewähren und im geheimen fortführen, worüber ſeine Enkel erſtaunen müſſen.

Der Tag an und für ſich iſt gar zu miſerabel; wenn man nicht ein Luſtrum anpackt, ſo gibt's keine Garbe.

Der Tag gehört dem Irrtum und dem Fehler, die Zeitreihe dem Erfolg und dem Gelingen.

Wer vorſieht, iſt Herr des Tags.

Ich verwünſche das Tägliche, weil es immer abſurd iſt. Nur was wir durch mögliche Anſtrengung ihm übergewinnen, läßt ſich wohl einmal ſummieren.

Das ganze Leben beſteht aus Wollen und Nicht-Vollbringen, Vollbringen und Nicht-Wollen.

Das Leben vieler Menschen besteht aus Klatschigkeiten, Tägigkeiten, Intrige zu momentaner Wirkung.

Indes wir, dem Ungeheuren unterworfen, kaum auf- und umschauen, was zu tun sei und wohin wir unser Bestes von Kräften, Tätigkeiten hinwenden sollen, und des höchsten Enthusiasmus bedürftig sind, der nur nachhalten kann, wenn er nicht empirisch ist, nagen zwar keine Lind-, aber Lump-Würme an unsern Täglichkeiten.

Wenn die Affen es dahin bringen könnten, Langeweile zu haben, so könnten sie Menschen werden.

Dem Klugen kommt das Leben leicht vor, wenn dem Toren schwer, und oft dem Klugen schwer, dem Toren leicht.

Es ist besser, eine Torheit pure geschehen zu lassen, als ihr mit einiger Vernunft nachhelfen zu wollen. Die Vernunft verliert ihre Kraft, indem sie sich mit der Torheit vermischt, und die Torheit ihr Naturell, das ihr oft forthilft.

Mit Gedanken, die nicht aus der tätigen Natur entsprungen sind und nicht wieder aufs tätige Leben wohltätig hinwirken und so in einem mit dem jedesmaligen Lebenszustand übereinstimmenden mannigfaltigen Wechsel unaufhörlich entstehen und sich auflösen, ist der Welt wenig geholfen.

In Rücksicht aufs Praktische ist der unerbittliche Verstand Vernunft, weil der Vernunft Höchstes ist, vis-à-vis des Verstands nämlich, den Verstand unerbittlich zu machen.

Falſche Tendenzen ſind eine Art realer Sehnſucht, immer noch vorteilhafter als die falſche Tendenz, die ſich als ideelle Sehnſucht ausdrückt.

Alle praktiſche Menſchen ſuchen ſich die Welt handrecht zu machen; alle Denker wollen ſie kopfrecht haben. Wieweit es jedem gelingt, mögen ſie zuſehen.

### Die Realen

Was nicht geleiſtet wird, wird nicht verlangt.

### Die Idealen

Was verlangt wird, iſt nicht gleich zu leiſten.

Das Wunderlichſte im Leben iſt das Vertrauen, daß andre uns führen werden. Haben wir's nicht, ſo tappen und tolpen wir unſern eignen Weg hin; haben wir's, ſo ſind wir auch, eh' wir's uns verſehen, auf das ſchlechteſte geführt.

Die ungeheuerſte Kultur, die der Menſch ſich geben kann, iſt die Überzeugung, daß die andern nicht nach ihm fragen.

Wer hätte mit mir Geduld haben ſollen, wenn ich's nicht gehabt hätte?

Die Menſchen glauben, daß man ſich mit ihnen abgeben müſſe, da man ſich mit ſich ſelbſt nicht abgibt.

Ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer, ein oft verſengter Greis ſcheut, ſich zu wärmen.

Wieviel vermag nicht die Übung! Die Zuschauer schreien, und der Geschlagne schweigt.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dies früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht, als wenn man seinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge, euch zu verletzen, die Furcht, euch zu verlieren, ist verschwunden; sie macht euch zum Vertrauten, und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es seid, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, anderen die abfallenden Blätter zu überlassen.

Wenn mir eine Sache mißfällt, so lass' ich sie liegen oder mache sie besser.

Wer in sich recht ernstlich hinabsteigt, wird sich immer nur als Hälfte finden; er fasse nachher ein Mädchen oder eine Welt, um sich zum Ganzen zu konstituieren, das ist einerlei.

Weiß denn der Sperling, wie dem Storch zumute sei?

Der Tiger, der dem Hirsch begreiflich machen will, wie köstlich es ist, Blut zu schlürfen.

Gesunde Menschen sind die, in deren Leibes- und Geistesorganisation jeder Teil eine vita propria hat.

Daß man gerade nur denkt, wenn man das, worüber man denkt, nicht ausdenken kann!

Wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln.

Manche ſind auf das, was ſie wiſſen, ſtolz, gegen das, was ſie nicht wiſſen, hoffärtig.

Wer ſich in ein Wiſſen einlaſſen ſoll, muß betrogen werden oder ſich ſelbſt betrügen, wenn äußere Nötigungen ihn nicht unwiderſtehlich beſtimmen. Wer würde ein Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor ſich ſähe, die ſeiner warten?

Es iſt mit der Geſchichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es ſei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig: je tiefer man ernſtlich eindringt, deſto ſchwierigere Probleme tun ſich hervor. Wer ſie nicht fürchtet, ſondern kühn darauf losgeht, fühlt ſich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Eingebildete Gleichheit: das erſte Mittel, die Ungleichheit zu zeigen.

Jede Revolution geht auf Naturzuſtand hinaus, Geſetz- und Schamloſigkeit. (Picarden, Wiedertäufer, Sansculotten.)

Sobald die Tyrannei aufgehoben iſt, geht der Konflikt zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie unmittelbar an.

Die Menſchen ſind als Organe ihres Jahrhunderts anzuſehen, die ſich meiſt unbewußt bewegen.

Fehler der ſogenannten Aufklärung: daß ſie Menſchen Vielſeitigkeit gibt, deren einſeitige Lage man nicht ändern kann.

Vor der Revolution war alles Beſtreben; nachher verwandelte ſich alles in Forderung.

In einigen Staaten ist infolge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Übertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner eingesehen, aber jetzt schon von tüchtigen redlichen Vorstehern solcher Anstalten vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsgemäß lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahre 1830 vielleicht ungehöriger als je.

Einen gerüsteten, auf die Defensive berechneten Zustand kann kein Staat aushalten.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten; da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Das große Recht, nicht etwa nur in seinen Privatangelegenheiten — denn das weiß ein jeder — sondern auch in öffentlichen verständig, ja vernünftig zu sein.

Majestät ist das Vermögen, ohne Rücksicht auf Belohnung oder Bestrafung recht oder unrecht zu handeln.

Herrschen und genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt, sich und andern in Fröhlichkeit angehören; herrschen

heißt, ſich und anderen im ernſtlichſten Sinne wohltätig ſein.

Herrſchen lernt ſich leicht, regieren ſchwer.

Wer klare Begriffe hat, kann befehlen.

Was von ſeiten der Monarchen in den Zeitungen gedruckt wird, nimmt ſich nicht gut aus; denn die Macht ſoll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt ſich immer leſen; denn der Übermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag ſich wenigſtens redend äußern. „Laßt ſie ſingen, wenn ſie nur bezahlen!“ ſagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht geleſen hat und man lieſt ſie alsdann zuſammen, ſo zeigt ſich erſt, wieviel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien geteilt, beſonders iſt ſie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zuſtandes kirrt der Zeitungsſchreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entſcheidung eintritt und das Geſchehene wie eine Gottheit angeſtaunt wird.

Nach Preßfreiheit ſchreit niemand, als wer ſie mißbrauchen will.

Die Deutſchen der neueren Zeit haben nichts anders für Denk- und Preßfreiheit gehalten, als daß ſie ſich einander öffentlich mißachten dürfen.

Die Deutſchen der alten Zeit freute nichts, als daß keiner dem andern gehorchen durfte.

Gerechtigkeit: Eigenſchaft und Phantom der Deutſchen.

Der echte Deutſche bezeichnet ſich durch mannigfaltige Bildung und Einheit des Charakters.

Die Engländer werden uns beſchämen durch reinen Menſchenverſtand und guten Willen, die Franzoſen durch geiſtreiche Umſicht und praktiſche Ausführung.

Der Deutſche ſoll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hauſe kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hauſe ſei.

Die Gewalt einer Sprache iſt nicht, daß ſie das Fremde abweiſt, ſondern daß ſie es verſchlingt.

Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen ſoll, in welchem eine andre Sprache vieles oder zarteres gefaßt hat.

Meine Sache iſt der affirmative Purismus, der produktiv iſt und nur davon ausgeht: Wo müſſen wir umſchreiben, und der Nachbar hat ein entſcheidendes Wort?

Der pedantiſche Purismus iſt ein abſurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geiſtes. (Z. B. das engliſche Wort grief.)

Kein Wort ſteht ſtill, ſondern es rückt immer durch den Gebrauch von ſeinem anfänglichen Platz, eher hinab als

hinauf, eher ins Schlechtere als ins Beſſere, ins Engere als Weitere, und an der Wandelbarkeit des Worts läßt ſich die Wandelbarkeit der Begriffe erkennen.

Philologen: Apollo Sauroktonos, immer mit dem ſpitzen Griffelchen in der Hand aufpaſſend, eine Eidechſe zu ſpießen.

Was man Mode heißt, iſt augenblickliche Überlieferung. Alle Überlieferung führt eine gewiſſe Notwendigkeit mit ſich, ſich ihr gleichzuſtellen.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtſein auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben.

Es ziemt ſich dem Bejahrten weder in der Denkweiſe noch in der Art ſich zu kleiden der Mode nachzugehen.

Aber man muß wiſſen, wo man ſteht und wohin die andern wollen.

Es iſt mit den Jahren wie mit den Sibylliniſchen Büchern: je mehr man ihrer verbrennt, deſto teurer werden ſie.

Wenn die Jugend ein Fehler iſt, ſo legt man ihn ſehr bald ab.

Die jungen Leute ſind neue Aperçus der Natur.

In der Jugend bald die Vorzüge des Alters gewahr zu werden, im Alter die Vorzüge der Jugend zu erhalten, beides iſt nur ein Glück.

Es betrügt ſich kein Menſch, der in ſeiner Jugend noch ſoviel erwartet. Aber wie er damals die Ahndung in ſeinem

Herzen empfand, ſo muß er auch die Erfüllung in ſeinem Herzen ſuchen, nicht außer ſich.

Daß der Menſch zuletzt Epitomator von ſich ſelbſt wird! Und dahin zu gelangen iſt ſchon Glück genug.

Eltern und Kindern bleibt nichts übrig, als entweder vor- oder hintereinander zu ſterben, und man weiß am Ende nicht, was man vorziehen ſollte.

Wenn ich an meinen Tod denke, darf ich, kann ich nicht denken, welche Organiſation zerſtört wird.

In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn; man muß ſich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Höchſt merkwürdig iſt, daß von dem menſchlichen Weſen das Entgegengeſetzte übrig bleibt: Gehäuſ' und Gerüſt, worin und womit ſich der Geiſt hienieden genügte, ſodann aber die idealen Wirkungen, die in Wort und Tat von ihm ausgingen.

Ein ausgeſprochenes Wort fordert ſich ſelbſt wieder.

Myſtik: eine unreife Poeſie, eine unreife Philoſophie;
Poeſie: eine reife Natur;
Philoſophie: eine reife Vernunft.

Poeſie deutet auf die Geheimniſſe der Natur und ſucht ſie durchs Bild zu löſen; Philoſophie deutet auf die Geheimniſſe der Vernunft und ſucht ſie durchs Wort zu löſen;

Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen.

Bildliche Vorstellung: Reich der Poesie; hypothetische Erklärung: Reich der Philosophie.

Das Wahre (Allgemeine), das wir erkennen und festhalten; das Leidenschaftliche (Besondere), das uns hindert und festhält; das Dritte, Rednerische, schwankend zwischen Wahrheit und Leidenschaft.

Die Laune ist ein Bewußtloses und beruht auf der Sinnlichkeit. Es ist der Widerspruch der Sinnlichkeit mit sich selbst.

Der Humor entsteht, wenn die Vernunft nicht im Gleichgewicht mit den Dingen ist, sondern entweder sie zu beherrschen strebt und nicht damit zustande kommen kann: welches der ärgerliche oder üble Humor ist; oder sich ihnen gewissermaßen unterwirft und mit sich spielen läßt, salvo honore: welches der heitre Humor oder der gute ist. Sie läßt sich gut symbolisieren durch einen Vater, der sich herabläßt, mit seinen Kindern zu spielen, und mehr Spaß einnimmt als ausgibt. In diesem Falle spielt die Vernunft den Goffo, im ersten Falle den Moroso.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor, ins Besondere nach der Erfahrung.

Das Glück des Genies: wenn es zu Zeiten des Ernstes geboren wird.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

Das Genie mit Großſinn ſucht ſeinem Jahrhundert vorzueilen; das Talent aus Eigenſinn möchte es oft zurückhalten.

Der Scharfſinn verläßt geiſtreiche Männer am wenigſten, wenn ſie unrecht haben.

Das fürchterlichſte iſt, wenn platte unfähige Menſchen zu Phantaſten ſich geſellen.

Man kann ſich nicht verleugnen, daß die deutſche Welt, mit vielen, guten, trefflichen Geiſtern geſchmückt, immer uneiniger, unzuſammenhängender in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſich auf hiſtoriſchem, theoretiſchem und praktiſchem Wege immer mehr verirrt und verwirrt.

Sähe man Kunſt und Wiſſenſchaft nicht als ein Ewiges, in ſich ſelbſt Lebendig-Fertiges verehrend an, das im Zeitverlaufe nur Vorzüge und Mängel durcheinander miſcht, ſo würde man ſelbſt irre werden und ſich betrüben, daß Reichtum in eine ſolche Verlegenheit ſetzen kann.

Was iſt das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß?

Was nicht originell iſt, daran iſt nichts gelegen, und was originell iſt, trägt immer die Gebrechen des Individuums an ſich.

Wer's nicht beſſer machen kann, macht's wenigſtens anders; Zuhörer und Leſer, in herkömmlicher Gleichgültigkeit, laſſen dergleichen am liebſten gelten.

Man ſpricht ſoviel von Geſchmack: der Geſchmack beſteht in Euphemismen. Dieſe ſind Schonungen des Ohrs mit Aufregung des Sinnes.

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt ſein: man ſoll ihnen durchaus nichts ſagen, als was ſie hören möchten.

Das Publikum beklagt ſich lieber unaufhörlich, übel bedient worden zu ſein, als daß es ſich bemühte, beſſer bedient zu werden.

Es gibt empiriſche Enthuſiaſten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Produkten, aber mit einer Ekſtaſe ſich erweiſen, als wenn ſonſt in der Welt nichts Vorzügliches zu ſehen geweſen wäre.

Ein großes Unheil entſpringt aus den falſchen Begriffen der Menge, weil der Wert vorhandener Werke gleich verkannt wird, wenn ſie nicht im kurrenten Vorurteil mit einbegriffen ſind.

Innerhalb einer Epoche gibt es keinen Standpunkt, eine Epoche zu betrachten.

Keine Nation hat ein Urteil als über das, was bei ihr getan und geſchrieben iſt. Man könnte dies auch von jeder Zeit ſagen.

Wahre, in alle Zeiten und Nationen eingreifende Urteile ſind ſehr ſelten.

Keine Nation hat eine Kritik als in der Maße, wie ſie vorzügliche, tüchtige und vortreffliche Werke beſitzt.

Die Kritik erſcheint wie Ate: ſie verfolgt die Autoren, aber hinkend.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche iſt einfach und ſich immer gleich, wie es auch erſcheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, iſt höchſt mannigfaltig, in ſich ſelbſt verſchieden und nicht allein gegen das Gute und Wahre, ſondern auch gegen ſich ſelbſt kämpfend, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Daher müſſen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

Bei den Griechen, deren Poeſie und Rhetorik einfach und poſitiv war, erſcheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen iſt es umgekehrt, und je mehr ſich Poeſie und Redekunſt verdirbt, deſto mehr wird der Tadel wachſen und das Lob ſich zuſammenziehen.

Die Literatur verdirbt ſich nur in dem Maße, als die Menſchen verdorbener werden.

Klaſſiſch iſt das Geſunde, romantiſch das Kranke.

Ovid blieb klaſſiſch auch im Exil: er ſucht ſein Unglück nicht in ſich, ſondern in ſeiner Entfernung von der Hauptſtadt der Welt.

Das Romantiſche iſt ſchon in ſeinen Abgrund verlaufen; das Gräßlichſte der neueren Produktionen iſt kaum noch geſunkener zu denken.

Sakuntala: hier erſcheint der Dichter in ſeiner höchſten Funktion. Als Repräſentant des natürlichſten Zuſtandes, der feinſten Lebensweiſe, des reinſten ſittlichen Beſtrebens,

der würdigſten Majeſtät und der ernſteſten Gottesverehrung wagt er ſich in gemeine und lächerliche Gegenſätze.

Jemand ſagte: „Was bemüht ihr euch um den Homer? Ihr verſteht ihn doch nicht.“ Darauf antwortet' ich: Verſteh' ich doch auch Sonne, Mond und Sterne nicht; aber ſie gehen über meinem Haupt hin, und ich erkenne mich in ihnen, indem ich ſie ſehe und ihren regelmäßigen wunderbaren Gang betrachte, und denke dabei, ob auch wohl etwas aus mir werden könnte.

Daß die bildende Kunſt in der „Ilias“ auf einer ſo hohen Stufe erſcheint, möchte wohl ein Argument für die Modernität des Gedichtes abgeben.

Die Modernen ſollen nur Lateiniſch ſchreiben, wenn ſie aus nichts etwas zu machen haben. Umgekehrt machen ſie ihr weniges Etwas immer zu nichts.

Die lateiniſche Sprache hat eine Art von Imperativus der Autorſchaft.

Zu den glücklichen Umſtänden, welche Shakeſpeares gebornes großes Talent frei und rein entwickelten, gehört auch, daß er Proteſtant war; er hätte ſonſt wie Kalidaſa und Calderon Abſurditäten verherrlichen müſſen.

Heinrich der Vierte von Shakeſpeare: wenn alles verloren wäre, was je, dieſer Art geſchrieben, zu uns gekommen, ſo könnte man Poeſie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherſtellen.

Um die alten abgeſchmackteſten locos communes der Menſchheit durchzupeitſchen, hat Klopſtock Himmel und Hölle,

Sonne, Mond und Sterne, Zeit und Ewigkeit, Gott und Teufel aufgeboten.

Schmidt von Werneuchen iſt der wahre Charakter der Natürlichkeit. Jedermann hat ſich über ihn luſtig gemacht und das mit Recht; und doch hätte man ſich über ihn nicht luſtig machen können, wenn er nicht als Poet wirkliches Verdienſt hätte, das wir an ihm zu ehren haben.

Eulenſpiegel: alle Hauptſpäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menſchen figürlich ſprechen und Eulenſpiegel es eigentlich nimmt.

Märchen: das uns unmögliche Begebenheiten unter möglichen oder unmöglichen Bedingungen als möglich darſtellt. Roman: der uns mögliche Begebenheiten unter unmöglichen oder beinahe unmöglichen Bedingungen als wirklich darſtellt.

Der Romanheld aſſimiliert ſich alles; der Theaterheld muß nichts Ähnliches in allem dem finden, was ihn umgibt.

Der mittelmäßigſte Roman iſt immer noch beſſer als die mittelmäßigen Leſer, ja der ſchlechteſte partizipiert etwas von der Vortrefflichkeit des ganzen Genres.

Einen wunderſamen Anblick geben des Ariſtoteles Fragmente des Traktats über Dichtkunſt. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt wie unſereiner, der einen bedeutenden Teil des Lebens auf dieſe Kunſt verwendet und ſelbſt viel darin gearbeitet hat, ſo ſieht man erſt, daß man ſich vor allen Dingen mit der philoſophiſchen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen,

wie er dieſe Kunſterſcheinung angeſehen habe; außerdem verwirrt unſer Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräußerlichſte ſeiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

Des tragiſchen Dichters Aufgabe und Tun iſt nichts anders, als ein pſychiſch-ſittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargeſtellt, in der Vergangenheit nachzuweiſen.

Was man Motive nennt, ſind alſo eigentlich Phänomene des Menſchengeiſtes, die ſich wiederholt haben und wiederholen werden, und die der Dichter nur als hiſtoriſche nachweiſt.

Ein dramatiſches Werk zu verfaſſen, dazu gehört Genie. Am Ende ſoll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verſtand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhaft-klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Es iſt nichts theatraliſch, was nicht für die Augen ſymboliſch wäre.

Schauſpieler gewinnen die Herzen und geben die ihrigen nicht hin; ſie hintergehen aber mit Anmut.

Die gewöhnlichen Theaterkritiken ſind unbarmherzige Sündenregiſter, die ein böſer Geiſt vorwurfsweiſe den armen Schächern vorhält ohne hilfreiche Hand zu einem beſſern Wege.

Zu berichtigen verſtehen die Deutſchen, nicht nachzuhelfen.

Eine Romanze ist kein Prozeß, wo ein Definitiv-Urteil sein muß.

Beim Übersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Es ist ein großer Unterschied, ob ich lese zu Genuß und Belebung oder zu Erkenntnis und Belehrung.

Es gibt Bücher, durch welche man alles erfährt und doch zuletzt von der Sache nichts begreift.

Wenn einem Autor ein Lexikon nachkommen kann, so taugt er nichts.

Ich denke immer, wenn ich einen Druckfehler sehe, es sei etwas Neues erfunden.

# Aus dem Nachlaß

## Über Kunst und Kunstgeschichte

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahndung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigen Inneres beschauen, ob es denn da auch recht hell ist: in der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig sein, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerate, mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ: nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer imstande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst sowie das Leben zerstört werde.

Wenn Künſtler von Natur ſprechen, ſubintelligieren ſie immer die Idee, ohne ſich's deutlich bewußt zu ſein.

Ebenſo geht's allen, die ausſchließlich die Erfahrung anpreiſen; ſie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung iſt.

Erſt hört man von Natur und Nachahmung derſelben; dann ſoll es eine ſchöne Natur geben. Man ſoll wählen. Doch wohl das Beſte! Und woran ſoll man's erkennen? Nach welcher Norm ſoll man wählen? Und wo iſt denn die Norm? Doch wohl nicht auch in der Natur?

Und geſetzt, der Gegenſtand wäre gegeben, der ſchönſte Baum im Walde, der in ſeiner Art als vollkommen auch vom Förſter anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und ſuche mir die ſchönſte Seite. Ich trete weit genug weg, um ihn völlig zu überſehen, ich warte ein günſtiges Licht ab, und nun ſoll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen ſein!

Der Laie mag das glauben; der Künſtler, hinter den Kuliſſen ſeines Handwerks, ſollte aufgeklärter ſein.

Gerade das, was ungebildeten Menſchen am Kunſtwerk als Natur auffällt, das iſt nicht Natur (von außen), ſondern der Menſch (Natur von innen).

Wir wiſſen von keiner Welt als im Bezug auf den Menſchen; wir wollen keine Kunſt, als die ein Abdruck dieſes Bezugs iſt.

Wer zuerſt im Bilde auf ſeinen Horizont die Zielpunkte des mannigfaltigen Spiels wagerechter Linien bannte, erfand das Prinzip der Perſpektive.

Suchet in euch, ſo werdet ihr alles finden, und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem ſagt, was ihr in euch gefunden habt!

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt ſein, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden, wirken und nicht ins Allgemeine greifen. Deswegen jede Geſchichte der Erfindung ſich mit den wunderbarſten Rätſeln herumſchlägt.

Es iſt ſo ſchwer, etwas von Muſtern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will ſo gut verdaut ſein als der Stoff; ja ſie verdaut ſich viel ſchwerer.

Mancher hat nach der Antike ſtudiert und ſich ihr Weſen nicht ganz zugeeignet: iſt er darum ſcheltenswert?

Die höheren Forderungen ſind an ſich ſchon ſchätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige, ganz erfüllte.

Das Trocken-Naive, das Steif-Wackere, das Ängſtlich-Rechtliche, und womit man ältere deutſche Kunſt charakteriſieren mag, gehört zu jeder früheren einfacheren Kunſtweiſe. Die alten Venezianer, Florentiner und ſo weiter haben das alles auch.

Und wir Deutſche ſollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben?

Weil Albrecht Dürer bei dem unvergleichlichen Talent ſich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja ſogar nie zum Gedanken einer ſchicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, ſollen wir auch immer an der Erde kleben?

Albrecht Dürern förderte ein höchſt innigſtes realiſtiſches Anſchauen, ein liebenswürdiges menſchliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zuſtände; ihm ſchadete eine trübe, form- und bodenloſe Phantaſie.

Wie Martin Schön neben ihm ſteht, und wie das deutſche Verdienſt ſich dort beſchränkt, wäre intereſſant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löſte ſich doch in jeder italieniſchen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordiſche Künſtler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopſtock vom Reim erlöſte und Voß uns proſodiſche Muſter gab, ſo ſollen wir wohl wieder Knittelverſe machen wie Hans Sachs?

Laßt uns doch vielſeitig ſein! Märkiſche Rübchen ſchmecken gut, am beſten gemiſcht mit Kaſtanien, und dieſe beiden edlen Früchte wachſen weit auseinander.

Erlaubt uns in unſern vermiſchten Schriften doch neben den abend- und nordländiſchen Formen auch die morgen- und ſüdländiſchen!

Man iſt nur vielſeitig, wenn man zum Höchſten ſtrebt, weil man muß (im Ernſt), und zum Geringern herabſteigt, wenn man will (zum Spaß).

Laßt doch den deutſchen Dichtern den frommen Wunſch, auch als Homeriden zu gelten! Deutſche Bildhauer, es wird euch nicht ſchaden, zum Ruhm der letzten Praxiteliden zu ſtreben!

Was hat ein Maler zu ſtudieren, bis er eine Pfirſiche ſehen kann wie Huyſum, und wir ſollen nicht verſuchen, ob es möglich ſei, den Menſchen zu ſehen, wie ihn ein Grieche geſehen hat?

Wer Proportion (das Meßbare) von der Antike nehmen muß, ſollte uns nicht gehäſſig ſein, weil wir das Unmeßbare von der Antike nehmen wollen.

Es iſt ſchon genug, daß Kunſtliebhaber das Vollkommene übereinſtimmend anerkennen und ſchätzen; über das Mittlere läßt ſich der Streit nicht endigen.

Alles Prägnante, was allein an einem Kunſtwerke vortrefflich iſt, wird nicht anerkannt, alles Fruchtbare und Fördernde wird beſeitigt, eine tiefumfaſſende Syntheſis begreift nicht leicht jemand.

Ihr wählt euch ein Muſter und damit vermiſcht ihr eure Individualität: das iſt alle eure Kunſt. Da iſt an keine Grundſätze, an keine Schule, an keine Folge zu denken, alles willkürlich und wie es einem jeden einfällt. Daß man ſich von Geſetzen losmacht, die bloß durch Tradition geheiligt ſind, dagegen iſt nichts zu ſagen; aber daß man nicht denkt,

es müſſen doch Geſetze ſein, die aus der Natur jeder Kunſt entſpringen, daran denkt niemand.

Jedes gute und ſchlechte Kunſtwerk, ſobald es entſtanden iſt, gehört zur Natur. Die Antike gehört zur Natur und zwar, wenn ſie anſpricht, zur natürlichſten Natur, und dieſe edle Natur ſollen wir nicht ſtudieren, aber die gemeine!

Denn das Gemeine iſt's eigentlich, was den Herren Natur heißt! Aus ſich ſchöpfen mag wohl heißen, mit dem eben fertig werden, was uns bequem wird!

Kunſt: eine-andere Natur, auch geheimnisvoll, aber verſtändlicher; denn ſie entſpringt aus dem Verſtande.

Die Natur wirkt nach Geſetzen, die ſie ſich in Eintracht mit dem Schöpfer vorſchrieb, die Kunſt nach Regeln, über die ſie ſich mit dem Genie einverſtanden hat.

Die Kunſt ruht auf einer Art religiöſem Sinn, auf einem tiefen unerſchütterlichen Ernſt; deswegen ſie ſich auch ſo gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunſtſinnes, ſie ruht auf ihrem eignen Ernſt; ſie verleiht aber auch keinen, ſo wenig ſie Geſchmack gibt.

Realität in der höchſten Nützlichkeit (Zweckmäßigkeit) wird auch ſchön ſein.

Vollkommenheit iſt ſchon da, wenn das Notwendige geleiſtet wird, Schönheit, wenn das Notwendige geleiſtet, doch verborgen iſt.

Vollkommenheit kann mit Disproportion beſtehen, Schönheit allein mit Proportion.

Werke der Kunſt werden zerſtört, ſobald der Kunſtſinn verſchwindet.

Die Allegorie verwandelt die Erſcheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch ſo, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollſtändig zu halten und zu haben und an demſelben auszuſprechen ſei.

Die Symbolik verwandelt die Erſcheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und ſo, daß die Idee im Bild immer unendlich wirkſam und unerreichbar bleibt und, ſelbſt in allen Sprachen ausgeſprochen, doch unausſprechlich bliebe.

In Rembrandts trefflicher Radierung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, iſt die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgibt, in die vorwärts wirkende Hand gleichſam gefahren, welche nun in göttlicher Tat, glanzumgeben, derb zuſchlägt. Um das Haupt iſt's, wie auch das Geſicht, dunkel.

Jeder große Künſtler reißt uns weg, ſteckt uns an. Alles, was in uns von eben der Fähigkeit iſt, wird rege, und da wir eine Vorſtellung vom Großen und einige Anlage dazu haben, ſo bilden wir uns gar leicht ein, der Keim davon ſtecke in uns.

Gemüt hat jedermann, Naturell manche, Kunſtbegriffe ſind ſelten.

In allen Künſten gibt es einen gewiſſen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen, ſozuſagen allein erreichen kann. Zugleich aber iſt es unmöglich, denſelben zu überſchreiten, wenn nicht die Kunſt zu Hilfe kommt.

Man ſagt wohl zum Lobe des Künſtlers: er hat alles aus ſich ſelbſt. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau beſehen, ſind die Produktionen eines ſolchen Originalgenies meiſtens Reminiszenzen; wer Erfahrung hat, wird ſie meiſt einzeln nachweiſen können.

Das ſogenannte Aus-Sich-Schöpfen macht gewöhnlich falſche Originale und Manieriſten.

Warum ſchelten wir das Manierierte ſo ſehr, als weil wir glauben, das Umkehren daher auf den rechten Weg ſei unmöglich?

Die Kunſt ſoll das Penible nicht vorſtellen.

Was die letzte Hand tun kann, muß die erſte ſchon entſchieden ausſprechen. Hier muß ſchon beſtimmt ſein, was getan werden ſoll.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorzubringen, gelingt ſelbſt den Beſten nicht immer.

Selbſt das mäßige Talent hat immer Geiſt in Gegenwart der Natur; deswegen einigermaßen ſorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Urſache des Dilettantismus: Flucht vor der Manier, Unkenntnis der Methode, törichtes Unternehmen, gerade immer das Unmögliche leiſten zu wollen, welches die höchſte Kunſt erforderte, wenn man ſich ihm je nähern könnte.

Fehler der Dilettanten: Phantaſie und Technik unmittelbar verbinden zu wollen.

Es ist eine Tradition, Dädalus, der erste Plastiker, habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen sein; aber der große Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Die Technik im Bündnis mit dem Abgeschmackten ist die fürchterlichste Feindin der Kunst.

Chodowiecki ist ein sehr respektabler und wir sagen idealer Künstler. Seine guten Werke zeugen durchaus von Geist und Geschmack. Mehr Ideales war in dem Kreise, in dem er arbeitete, nicht zu fordern.

Das schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem Unmut, ja Verzweiflung ist der Empfangende.

Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.
Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbeibewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen

Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und ſo mag ſich Straße zu Straßen anfügen! An wohlſchützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer ſolchen Stadt wandeln und weben zwiſchen ewigen Melodien; der Geiſt kann nicht ſinken, die Tätigkeit nicht einſchlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinſten Tage fühlen ſich in einem ideellen Zuſtand: ohne Reflexion, ohne nach dem Urſprung zu fragen, werden ſie des höchſten ſittlichen und religiöſen Genuſſes teilhaftig. Man gewöhne ſich, in Sankt Peter auf und ab zu gehen, und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir auszuſprechen gewagt.

Der Bürger dagegen in einer ſchlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Beſen die Häuſer zuſammenkehrte, lebt unbewußt in der Wüſte eines düſtern Zuſtandes; dem fremden Eintretenden jedoch iſt es zumute, als wenn er Dudelſack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und ſich bereiten müßte, Bärentänzen und Affenſprüngen beiwohnen zu müſſen.

Antike Tempel konzentrieren den Gott im Menſchen; des Mittelalters Kirchen ſtreben nach dem Gott in der Höhe.

Die Sehnſucht, die nach außen, in die Ferne ſtrebt, ſich aber melodiſch in ſich ſelbſt beſchränkt, erzeugt den Minor.

Kantilene: die Fülle der Liebe und jedes leidenſchaftlichen Glücks verewigend.

## Aus dem Nachlaß

### Über Natur und Naturwiſſenſchaft

Begriff iſt Summe, Idee Reſultat der Erfahrung; jene zu ziehen, wird Verſtand, dieſes zu erfaſſen, Vernunft erfordert.

Was man Idee nennt: das, was immer zur Erſcheinung kommt und daher als Geſetz aller Erſcheinungen uns entgegentritt.

Nur im Höchſten und im Gemeinſten trifft Idee und Erſcheinung zuſammen; auf allen mittlern Stufen des Betrachtens und Erfahrens trennen ſie ſich. Das Höchſte iſt das Anſchauen des Verſchiednen als identiſch; das Gemeinſte iſt die Tat, das aktive Verbinden des Getrennten zur Identität.

Was uns ſo ſehr irre macht, wenn wir die Idee in der Erſcheinung anerkennen ſollen, iſt, daß ſie oft und gewöhnlich den Sinnen widerſpricht. Das kopernikaniſche Syſtem beruht auf einer Idee, die ſchwer zu faſſen war und noch täglich unſeren Sinnen widerſpricht. Wir ſagen nur nach, was wir nicht erkennen noch begreifen. Die Metamorphoſe der Pflanzen widerſpricht gleichfalls unſren Sinnen.

Das Erhabene, durch Kenntnis nach und nach vereinzelt, tritt vor unſerm Geiſt nicht leicht wieder zuſammen, und ſo werden wir ſtufenweiſe um das Höchſte gebracht, was uns gegönnt war, um die Einheit, die uns in vollem Maß zur Mitempfindung des Unendlichen erhebt, dagegen wir bei vermehrter Kenntnis immer kleiner werden. Da wir vorher mit dem Ganzen als Rieſen ſtanden, ſehen wir uns als Zwerge gegen die Teile.

Es iſt ein angenehmes Geſchäft, die Natur zugleich und ſich ſelbſt zu erforſchen, weder ihr noch ſeinem Geiſte Gewalt anzutun, ſondern beide durch gelinden Wechſeleinfluß miteinander ins Gleichgewicht zu ſetzen.

Aus der Natur, nach welcher Seite hin man ſchaue, entſpringt Unendliches.

Sich den Objekten in der Breite gleichſtellen heißt lernen; die Objekte in ihrer Tiefe auffaſſen heißt erfinden.

Was man erfindet, tut man mit Liebe, was man gelernt hat, mit Sicherheit.

Was iſt denn das Erfinden? Es iſt der Abſchluß des Geſuchten.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Axiom und Enthymem? Axiom: was wir von Haus aus, ohne Beweis anerkennen; Enthymem: was uns an viele Fälle erinnert und das zuſammenknüpft, was wir ſchon einzeln erkannten.

Die Freude des erſten Gewahrwerdens, des ſogenannten Entdeckens kann uns niemand nehmen. Verlangen wir aber auch Ehre davon, die kann uns ſehr verkümmert werden; denn wir ſind meiſtens nicht die Erſten.

Was heißt auch erfinden und wer kann ſagen, daß er dies oder jenes erfunden habe? Wie es denn überhaupt, auf Priorität zu pochen, wahre Narrheit iſt; denn es iſt nur bewußtloſer Dünkel, wenn man ſich nicht redlich als Plagiarier bekennen will.

Mit den Ansichten, wenn sie aus der Welt verschwinden, gehen oft die Gegenstände selbst verloren. Kann man doch im höheren Sinne sagen, daß die Ansicht der Gegenstand sei.

Es ist viel mehr schon entdeckt, als man glaubt. Da die Gegenstände durch die Ansichten der Menschen erst aus dem Nichts hervorgehoben werden, so kehren sie, wenn sich die Ansichten verlieren, auch wieder ins Nichts zurück: Rundung der Erde, Platos Bläue.

Es sind zwei Gefühle die schwersten zu überwinden: gefunden zu haben, was schon gefunden ist, und nicht gefunden zu sehen, was man hätte finden sollen.

Man muß eine Sache gefunden haben, wenn man wissen will, wo sie liegt.

Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht als Anschauen.

Das Wissen beruht auf der Kenntnis des zu Unterscheidenden, die Wissenschaft auf der Anerkennung des nicht zu Unterscheidenden.

Das Wissen wird durch das Gewahrwerden seiner Lücken, durch das Gefühl seiner Mängel zur Wissenschaft geführt, welche vor, mit und nach allem Wissen besteht.

Im Wissen und Nachsinnen ist Falsches und Wahres. Wie das sich nun das Ansehn der Wissenschaft gibt, so wird's ein wahr-lügenhaftes Wesen.

Wir würden unser Wissen nicht für Stückwerk erklären, wenn wir nicht einen Begriff von einem Ganzen hätten.

Die Wiſſenſchaften ſo gut als die Künſte beſtehen in einem überlieferbaren (realen), erlernbaren Teil und in einem unüberlieferbaren (idealen), unlernbaren Teil.

In der Geſchichte der Wiſſenſchaften hat der ideale Teil ein ander Verhältnis zum realen als in der übrigen Weltgeſchichte.

Geſchichte der Wiſſenſchaften: der reale Teil ſind die Phänomene, der ideale die Anſichten der Phänomene.

Vier Epochen der Wiſſenſchaften:

kindliche,
poetiſche, abergläubiſche,

empiriſche,
forſchende, neugierige,

dogmatiſche,
didaktiſche, pedantiſche,

ideelle,
methodiſche, myſtiſche.

Im ſechzehnten Jahrhundert gehören die Wiſſenſchaften nicht dieſem oder jenem Menſchen, ſondern der Welt. Dieſe hat ſie, beſitzt ſie pp., der Menſch ergreift nur den Reichtum.

Die Wiſſenſchaften zerſtören ſich auf doppelte Weiſe ſelbſt: durch die Breite, in die ſie gehen, und durch die Tiefe, in die ſie ſich verſenken.

Alles, was man (in Wiſſenſchaften) fordert, iſt ſo ungeheuer, daß man recht gut begreift, daß gar nichts geleiſtet wird.

Was die Wissenschaften am meisten retardiert, ist, daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Der Fehler schwacher Geister ist, daß sie im Reflektieren sogleich vom Einzelnen ins Allgemeine gehen, anstatt daß man nur in der Gesamtheit das Allgemeine suchen kann.

In der Geschichte der Naturforschung bemerkt man durchaus, daß die Beobachter von der Erscheinung zu schnell zur Theorie hineilen und dadurch unzulänglich, hypothetisch werden.

Man datiert von Baco von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwissenschaften. Ihr Weg ist jedoch durch theoretische Tendenzen oft durchschnitten und ungangbar gemacht worden. Genau besehen, kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datieren.

Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder einzelne aber fängt doch von vorne an.

Jeden Tag hat man Ursache, die Erfahrung aufzuklären und den Geist zu reinigen.

Da diejenigen, welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen, was sie eigentlich wollen und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistenteils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenes entstehen will, so lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig geworden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe geringschätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Nach unserm Rat bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponieren, durch allgemeine Übereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

Autorität: ohne sie kann der Mensch nicht existieren, und doch bringt sie ebensoviel Irrtum als Wahrheit mit sich. Sie verewigt sich im einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Der gemeine Wissenschäftler hält alles für überlieferbar und fühlt nicht, daß die Niedrigkeit seiner Ansichten ihm sogar das eigentlich Überlieferbare nicht fassen läßt.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr, als man denken sollte, dem Auslangenden.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn, tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Wenn in Wiſſenſchaften alte Leute retardieren, ſo retrogradieren junge. Alte leugnen die Fortſchritte, wenn ſie nicht mit ihren früheren Ideen zuſammenhängen; junge, wenn ſie der Idee nicht gewachſen ſind und doch auch etwas Außerordentliches leiſten möchten.

Es iſt ihnen wohl Ernſt, aber ſie wiſſen nicht, was ſie mit dem Ernſt machen ſollen.

Von dem, was ſie verſtehen, wollen ſie nichts wiſſen.

Wenn jemand ſpricht, er habe mich widerlegt, ſo bedenkt er nicht, daß er nur eine Anſicht der meinigen entgegen aufſtellt; dadurch iſt ja noch nichts ausgemacht. Ein Dritter hat eben das Recht und ſo ins Unendliche fort.

Bei wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten nehme man ſich in acht, die Probleme nicht zu vermehren.

In Wiſſenſchaften, ſowie auch ſonſt, wenn man ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende nichts übrig, als Wahrheit für Irrtum, Irrtum für Wahrheit gelten zu machen. Er kann nicht alles ſelbſt unterſuchen, muß ſich an Überlieferung halten und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen ſeiner Gönner frönen. Mögen ſich die ſämtlichen akademiſchen Lehrer hiernach prüfen!

Das wäre wohl der werteſte Profeſſor der Phyſik, der die Nichtigkeit ſeines Kompendiums und ſeiner Figuren, gegen die Natur und gegen die höheren Forderungen des Geiſts gehalten, durchaus zur Anſchauung bringen könnte.

Nicht alles Wünschenswerte ist erreichbar, nicht alles Erkennenswerte erkennbar.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Die Menschen, da sie zum Notwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Das Tier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.

Die Alten vergleichen die Hand der Vernunft. Die Vernunft ist die Kunst der Künste, die Hand die Technik alles Handwerks.

Die Sinne trügen nicht, das Urteil trügt.

Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens wert bleiben.

Man leugnet dem Gesicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenstände, die sich neben- und übereinander befinden, zu schätzen wisse; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugestehen.

Und doch ist dem Menschen, der nicht stationär, sondern beweglich gedacht wird, hierin die sicherste Lehre durch Parallaxe verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der korrespondierenden Winkel ist, genau besehen, darin eingeschlossen.

Kant beſchränkt ſich mit Vorſatz in einen gewiſſen Kreis und deutet ironiſch immer darüber hinaus.

Man hat ſich lange mit der Kritik der Vernunft beſchäftigt; ich wünſchte eine Kritik des Menſchenverſtandes. Es wäre eine wahre Wohltat fürs Menſchengeſchlecht, wenn man dem Gemeinverſtand bis zur Überzeugung nachweiſen könnte, wie weit er reichen kann, und das iſt gerade ſoviel, als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

Der Menſchenverſtand, der eigentlichſt aufs Praktiſche angewieſen iſt, irrt nur alsdann, wenn er ſich an die Auflöſung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie ſich ſelten in den Kreis zu finden, wo jener wirkt und weſt.

Die Dialektik iſt die Ausbildung des Widerſprechungsgeiſtes, welcher dem Menſchen gegeben, damit er den Unterſchied der Dinge erkennen lerne.

Eine tätige Skepſis: welche unabläſſig bemüht iſt, ſich ſelbſt zu überwinden, um durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverläſſigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines ſolchen Geiſtes iſt die Tendenz: zu erforſchen, ob irgend einem Objekt irgend ein Prädikat wirklich zukomme, und geſchieht dieſe Unterſuchung in der Abſicht, das als geprüft Gefundene in praxi mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendige begabte Geiſt, ſich in praktiſcher Abſicht ans Allernächſte haltend, iſt das Vorzüglichſte auf Erden.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, deſto näher kommt man dem Unerforſchlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, deſto mehr ſieht man, daß das Unerforſchliche keinen praktiſchen Nutzen hat.

Das ſchönſte Glück des denkenden Menſchen iſt, das Erforſchliche erforſcht zu haben und das Unerforſchliche ruhig zu verehren.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs, wie wir zur Urfrage gelangen ſollen.

Alles iſt einfacher, als man denken kann, zugleich verſchränkter, als zu begreifen iſt.

Es iſt das Eigne zu bemerken, daß der Menſch ſich mit dem einfachen Erkennbaren nicht begnügt, ſondern auf die verwickelteren Probleme losgeht, die er vielleicht nie erfaſſen wird. Jenes einfache Faßliche iſt durchaus anwendbar und nützlich und kann uns ein ganzes Leben durch beſchäftigen, wenn es uns genügt und belebt.

Man erkundige ſich ums Phänomen, nehme es ſo genau damit als möglich und ſehe, wie weit man in der Einſicht und in praktiſcher Anwendung damit kommen kann, und laſſe das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Phyſiker: ſie gehen gerade aufs Problem los und verwickeln ſich unterwegs in ſo viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Ausſicht verſchwindet.

Schon jetzt erklären die Meiſter der Naturwiſſenſchaften die Notwendigkeit monographiſcher Behandlung und alſo des

Intereſſes an Einzelheiten. Dies aber iſt nicht denkbar ohne eine Methode, die das Intereſſe an der Geſamtheit offenbart; hat man das erlangt, ſo braucht man freilich nicht in Millionen Einzelheiten umherzutaſten.

Zur Methode wird nur der getrieben, dem die Empirie läſtig wird.

Carteſius ſchrieb ſein Buch De Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt, kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeitlang auf dem redlichen Forſchen verharrt, muß ſeine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Urſache, hierauf zu achten.

So ganz leere Worte wie die von der Dekompoſition und Polariſation des Lichts müſſen aus der Phyſik hinaus, wenn etwas aus ihr werden ſoll. Doch wäre es möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Geſpenſter noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüberſpuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige, was niemand zugibt, niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

Wer das Falſche verteidigen will, hat alle Urſache, leiſe aufzutreten und ſich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf ſeiner Seite fühlt, muß derb auftreten: ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

Zum Ergreifen der Wahrheit braucht es ein viel höheres Organ als zur Verteidigung des Irrtums.

Hypotheſen ſind Gerüſte, die man vor dem Gebäude aufführt, und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig iſt. Sie ſind dem Arbeiter unentbehrlich; nur muß er das Gerüſte nicht für das Gebäude anſehen.

Wenn man den menſchlichen Geiſt von einer Hypotheſe befreit, die ihn unnötig einſchränkte, die ihn zwang, falſch oder halb zu ſehen, falſch zu kombinieren, anſtatt zu ſchauen zu grübeln, anſtatt zu urteilen zu ſophiſtiſieren, ſo hat man ihm ſchon einen großen Dienſt erzeigt. Er ſieht die Phänomene freier, in anderen Verhältniſſen und Verbindungen an, er ordnet ſie nach ſeiner Weiſe, und er erhält wieder die Gelegenheit, ſelbſt und auf ſeine Weiſe zu irren, eine Gelegenheit, die unſchätzbar iſt, wenn er in der Folge bald dazu gelangt, ſeinen Irrtum ſelbſt wieder einzuſehen.

Die Erſcheinung iſt vom Beobachter nicht losgelöſt, vielmehr in die Individualität desſelben verſchlungen und verwickelt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinſten — nur durch künſtlichſte Mittel dem Menſchen zu vergegenwärtigen — geht die Metaphyſik der Erſcheinungen hervor; in der Mitte liegt das Beſondere, unſern Sinnen Angemeſſene, worauf ich angewieſen bin, deshalb aber die Begabten von Herzen ſegne, die jene Regionen zu mir heranbringen.

Wer kann ſagen, daß er eine Neigung zur reinen Erfahrung habe? Was Baco dringend empfohlen hatte, glaubte jeder zu tun, und wem gelang es?

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt ſchon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Die Phänomene ſind nichts wert, als wenn ſie uns eine tiefere reichere Einſicht in die Natur gewähren oder wenn ſie uns zum Nutzen anzuwenden ſind.

Die Konſtanz der Phänomene iſt allein bedeutend; was wir dabei denken, iſt ganz einerlei.

Kein Phänomen erklärt ſich an und aus ſich ſelbſt; nur viele, zuſammen überſchaut, methodiſch geordnet, geben zuletzt etwas, das für Theorie gelten könnte.

Theorie und { Erfahrung / Phänomen } ſtehen gegeneinander in beſtändigem Konflikt. Alle Vereinigung in der Reflexion iſt eine Täuſchung; nur durch Handeln können ſie vereinigt werden.

Etwas Theoretiſches populär zu machen, muß man es abſurd darſtellen. Man muß es erſt ſelbſt ins Praktiſche einführen; dann gilt's für alle Welt.

Man ſagt gar gehörig: das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache. Es fällt dem Menſchen ſo ſchwer, Grund und Urſache zu finden, weil ſie ſo einfach ſind, daß ſie ſich dem Blick verbergen.

Der denkende Menſch irrt beſonders, wenn er ſich nach Urſach und Wirkung erkundigt: ſie beide zuſammen machen das unteilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß, iſt auf dem rechten Wege zum Tun, zur Tat.

Das genetiſche Verfahren leitet uns ſchon auf beſſere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Der eingeborenſte Begriff, der notwendigſte, von Urſach und Wirkung, wird in der Anwendung die Veranlaſſung zu unzähligen, ſich immer wiederholenden Irrtümern.

Ein großer Fehler, den wir begehen, iſt, die Urſache der Wirkung immer nahe zu denken wie die Sehne dem Pfeil, den ſie fortſchnellt, und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Urſache und Wirkung immer zuſammengedacht und alſo im Geiſte angenähert werden.

Die nächſten faßlichen Urſachen ſind greiflich und ebendeshalb am begreiflichſten; weswegen wir uns gern als mechaniſch denken, was höherer Art iſt.

Indem wir der Einbildungskraft zumuten, das Entſtehen ſtatt des Entſtandenen, der Vernunft, die Urſache ſtatt der Wirkung zu reproduzieren und auszuſprechen, ſo haben wir zwar beinahe nichts getan, weil es nur ein Umſetzen der { Anſchauung / Vorſtellung } iſt, aber genug für den Menſchen, der vielleicht im Verhältnis { zur / gegen die } Außenwelt nicht mehr leiſten kann.

Es gibt jetzt eine böſe Art, in den Wiſſenſchaften abſtrus zu ſein: man entfernt ſich vom gemeinen Sinne, ohne einen höhern aufzuſchließen, tranſzendiert, phantaſiert, fürchtet lebendiges Anſchauen, und wenn man zuletzt ins Praktiſche will und muß, wird man auf einmal atomiſtiſch und mechaniſch.

Der Granit verwittert auch ſehr gern in Kugel- und Eiform; man hat daher keineswegs nötig, die in Norddeutſch-

land häufig gefundenen Blöcke ſolcher Geſtalten wegen als im Waſſer hin und her geſchoben und durch Stoßen und Wälzen enteckt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß: dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, iſt eigentlich ein verſteckter Anthropomorphismus; es iſt des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß ſinkt nieder, der zurückgebliebene ſtrebt vorwärts und fällt, und immer ſo fort vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Vergleich von dem Schrittſchuhfahren hernähme, wo das Vorwärtsbringen dem zurückbleibenden Fuße obliegt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine ſolche Anregung zu geben, daß ſein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeitlang ſich vorwärtszubewegen die Beſtimmung erhält?

Das Zurückführen der Wirkung auf die Urſache iſt bloß ein hiſtoriſches Verfahren, zum Beiſpiel die Wirkung, daß ein Menſch getötet, auf die Urſache der losgefeuerten Büchſe.

Induktion habe ich zu ſtillen Forſchungen bei mir ſelbſt nie gebraucht, weil ich zeitig genug deren Gefahr empfand.

Dagegen aber iſt mir's unerträglich, wenn ein anderer ſie gegen mich brauchen, mich durch eine Art Treibejagen mürbe machen und in die Enge ſchließen will.

Mitteilung durch Analogien halt ich für ſo nützlich als angenehm: der analoge Fall will ſich nicht aufdringen,

nichts beweiſen; er ſtellt ſich einem andern entgegen, ohne ſich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen ſich nicht zu geſchloſſenen Reihen, ſie ſind wie gute Geſellſchaft, die immer mehr anregt als gibt.

Irren heißt, ſich in einem Zuſtande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrtum ſich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Die Kreiſe des Wahren berühren ſich unmittelbar; aber in den Intermundien hat der Irrtum Raum genug, ſich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert ſich nicht um irgend einen Irrtum; ſie ſelbſt kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge.

Die Natur füllt mit ihrer grenzenloſen Produktivität alle Räume. Betrachten wir nur bloß unſre Erde: alles, was wir bös, unglücklich nennen, kommt daher, daß ſie nicht allem Entſtehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entſteht, ſucht ſich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt ſeine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe ſich nach den vielfältigſten Bedingungen äußerer Einflüſſe zu bequemen und doch eine gewiſſe errungene entſchiedene Selbſtändigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Weſen, wie der

mindeſte Wechſel einer Bedingung, jeder Hauch gleich in den Körpern Polarität manifeſtiert, die eigentlich in ihnen allen ſchlummert.

Spannung iſt der indifferent ſcheinende Zuſtand eines energiſchen Weſens in völliger Bereitſchaft, ſich zu manifeſtieren, zu differenzieren, zu polariſieren.

Die Vögel ſind ganz ſpäte Erzeugniſſe der Natur.

Natur hat zu nichts geſetzmäßige Fähigkeit, was ſie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, ſondern auch das Derbe und Dichte drängt ſich zur Geſtalt: ganze Maſſen ſind von Natur und Grund aus kriſtalliniſch; in einer gleichgültigen formloſen Maſſe entſteht durch ſtöchiometriſche Annäherung und Übereinandergreifen die porphyrartige Erſcheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die ſchönſte Metamorphoſe des unorganiſchen Reiches iſt, wenn beim Entſtehen das Amorphe ſich ins Geſtaltete verwandelt. Jede Maſſe hat hiezu Trieb und Recht. Der Glimmerſchiefer verwandelt ſich in Granaten und bildet oft Gebirgsmaſſen, in denen der Glimmer beinahe ganz aufgehoben iſt und nur als geringes Bindungsmittel ſich zwiſchen jenen Kriſtallen befindet.

Die Mineralienhändler beklagen ſich, daß ſich Liebhaberei zu ihrer Ware in Deutſchland vermindere, und geben der eindringlichen Kriſtallographie die Schuld. Es mag ſein; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Ge-

ſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiſſe Exemplare koſtbarer machen.

Kriſtallographie ſowie Stöchiometrie vollendet auch den Oryktognoſten; ich aber finde, daß man ſeit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorleſungen und zugleich zum Selbſtgebrauch, vielleicht gar als Teile zu einer wiſſenſchaftlichen Enzyklopädie ſind nicht zu billigen; der Verleger kann ſie beſtellen, der Schüler nicht wünſchen.

Lehrbücher ſollen anlockend ſein; das werden ſie nur, wenn ſie die heiterſte zugänglichſte Seite des Wiſſens und der Wiſſenſchaft hinbieten.

Alle Männer vom Fach ſind darin ſehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt iſt, das Unnütze zu ignorieren.

„Wir geſtehen lieber unſre moraliſchen Irrtümer, Fehler und Gebrechen als unſre wiſſenſchaftlichen.“ Das kommt daher, weil das Gewiſſen demütig iſt und ſich ſogar in der Beſchämung gefällt; der Verſtand aber iſt hochmütig, und ein abgenötigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Daher kommt, daß offenbarte Wahrheiten erſt im ſtillen zugeſtanden werden, ſich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geleugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erſcheinen mag.

Unwiſſende werfen Fragen auf, welche von Wiſſenden vor tauſend Jahren ſchon beantwortet ſind.

Bei Erweitung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nötig; ſie geſchieht meiſtens nach neueren Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer, wenn er die Notwendigkeit fühlt nachzufolgen.

Deswegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu empiriſch Aufgefundene als die neubeliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie iſt dies höchſt nötig, wo die Kriſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das, was wir wiſſen, nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, ſo erhält es einen ſonderbaren Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

Wenn zwei Meiſter derſelben Kunſt in ihrem Vortrag voneinander differieren, ſo liegt wahrſcheinlicherweiſe das unauflösliche Problem in der Mitte zwiſchen beiden.

Das Große, Uberkoloſſale der Natur eignet man ſo leicht ſich nicht an; denn wir haben nicht reine Verkleinerungsgläſer wie wir Linſen haben, um das unendlich Kleine zu gewahren. Und da muß man doch noch Augen haben wie Carus und Nees, wenn dem Geiſte Vorteil entſtehen ſoll. Da jedoch die Natur im Größten wie im Kleinſten ſich

immer gleich ist und eine jede trübe Scheibe so gut die schöne Bläue darstellt wie die ganze weltüberwölkende Atmosphäre, so sind ich es geraten, auf Musterstücke aufmerksam zu sein und sie vor mir zusammenzulegen. Hier nun ist das Ungeheuere nicht verkleinert, sondern im Kleinen, und ebenso unbegreiflich als im Unendlichen.

Wenn in der Mathematik der menschliche Geist seine Selbständigkeit und unabhängige Tätigkeit gewahr wird und dieser ohne weitere Rücksicht ins Unendliche zu folgen sich geneigt fühlt, so flößt er zugleich der Erfahrungswelt ein solches Zutrauen ein, daß sie es an gelegentlichen Aufforderungen nicht fehlen läßt. Astronomie, Mechanik, Schiffsbau, Festungsbau, Artillerie, Spiel, Wasserleitung, Schnitt der Bausteine, Verbesserung der Fernröhre riefen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Mathematik wechselsweise zu Hülfe.

Die Mathematiker sind wunderliche Leute; durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universal-Gilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. Einer der ersten Mathematiker sagte bei Gelegenheit, da man ihm ein physisches Kapitel andringlich empfehlen wollte: „Aber läßt sich denn gar nichts auf den Kalkül reduzieren?"

Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Kalkül oder durch Worte abtun und beseitigen könne.

Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas anders.

Es folgt eben gar nicht, daß der Jäger, der das Wild erlegt, auch zugleich der Koch ſein müſſe, der es zubereitet. Zufälligerweiſe kann ein Koch mit auf die Jagd gehen und gut ſchießen; er würde aber einen böſen Fehlſchluß tun, wenn er behauptete, um gut zu ſchießen, müſſe man Koch ſein. So kommen mir die Mathematiker vor, die behaupten, daß man in phyſiſchen Dingen nichts ſehen, nichts finden könne, ohne Mathematiker zu ſein, da ſie doch immer zufrieden ſein könnten, wenn man ihnen in die Küche bringt, das ſie mit Formeln ſpicken und nach Belieben zurichten können.

Wir müſſen erkennen und bekennen, was Mathematik ſei, wozu ſie der Naturforſchung weſentlich dienen könne, wo hingegen ſie nicht hingehöre, und in welche klägliche Abirrung Wiſſenſchaft und Kunſt durch falſche Anwendung ſeit ihrer Regeneration geraten ſei.

Die große Aufgabe wäre, die mathematiſch-philoſophiſchen Theorien aus den Teilen der Phyſik zu verbannen, in welchen ſie Erkenntnis, anſtatt ſie zu fördern, nur verhindern, und in welchen die mathematiſche Behandlung durch Einſeitigkeit der Entwicklung der neuern wiſſenſchaftlichen Bildung eine ſo verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzutun wäre, welches der wahre Weg der Naturforſchung ſei: wie derſelbe auf dem einfachſten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Verſuch zu ſteigern ſei und wie dieſer endlich zum Reſultat führe.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte ſich nur halb von dem alten Syſtem loszulöſen, das wenigſtens

den Sinnen gemäß war, das er aber aus Rechthaberei durch ein kompliziertes Uhrwerk erſetzen wollte, das weder den Sinnen zu ſchauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton als Mathematiker ſteht in ſo hohem Ruf, daß der ungeſchickteſte Irrtum, nämlich das klare, reine, ewig ungetrübte Licht ſei aus dunklen Lichtern zuſammengeſetzt, bis auf den heutigen Tag ſich erhalten hat, und ſind es nicht Mathematiker, die dieſes Abſurde noch immer verteidigen und gleich dem gemeinſten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man nichts denken kann?

Der Mathematiker iſt angewieſen aufs Quantitative, auf alles, was ſich durch Zahl und Maß beſtimmen läßt, und alſo gewiſſermaßen auf das äußerlich erkennbare Univerſum. Betrachten wir aber dieſes, inſofern uns Fähigkeit gegeben iſt, mit vollem Geiſte und aus allen Kräften, ſo erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erſcheinenden Daſeins gelten müſſen; daher denn auch der Mathematiker ſeine Formelſprache ſo hoch ſteigert, um, inſofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mitzubegreifen. Nun erſcheint ihm alles greifbar, faßlich und mechaniſch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarſte, welches wir Gott nennen, zugleich mitzuerfaſſen glaubt und daher deſſen beſonderes oder vorzügliches Daſein aufzugeben ſcheint.

Der Sprache liegt zwar die Verſtandes- und Vernunftsfähigkeit des Menſchen zum Grunde, aber ſie ſetzt bei dem, der ſich ihrer bedient, nicht eben reinen Verſtand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie iſt ein Werk-

zeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie ebensogut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden, man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht, prosodisch untadelhafte und doch nonsensikalische Verse zu machen.
Unser Freund, der Ritter Ciccolini sagt: „Ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genies und der Klarheit eines La Grange sich bedienten", das heißt: möchten doch alle den gründlich-klaren Sinn eines La Grange besitzen und mit solchem Wissen und Wissenschaft behandeln!

Der Newtonische Irrtum steht so nett im Konversationslexikon, daß man die Oktavseite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu sein.

Der Kampf mit Newton geht eigentlich in einer sehr niedern Region vor. Man bestreitet ein schlecht gesehenes, schlecht entwickeltes, schlecht angewendetes, schlecht theoretisiertes Phänomen. Man beschuldigt ihn in den früheren Versuchen einer Unvorsichtigkeit, in den folgenden einer Absichtlichkeit, beim Theoretisieren der Übereilung, beim Verteidigen der Hartnäckigkeit und im ganzen einer halb bewußtlosen, halb bewußten Unredlichkeit.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obskuranten.

Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird jeder Irrtum willkommen sein.

Deswegen ſagte man ganz richtig: „Wer die Menſchen betrügen will, muß vor allen Dingen das Abſurde plauſibel machen.“

Licht und Geiſt, jenes im Phyſiſchen, dieſer im Sittlichen herrſchend, ſind die höchſten denkbaren unteilbaren Energien.

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe ſogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenſchaftliche würde nur dadurch noch mehr betätigt.

Auch zu ſchmecken iſt ſie. Blau wird alkaliſch, Gelbrot ſauer ſchmecken. Alle Manifeſtationen der Weſenheiten ſind verwandt.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Geſicht an?

## Fragmentariſches aus dem Nachlaß

Religion: Alte;
Poeſie: Religion der Jugend.

Die Natur iſt immer Jehovah.
Was ſie iſt, was ſie war, und was ſie ſein wird.

Man hat den Epikur, der ein armer Hund war wie ich, ſehr mißverſtanden, wenn er das Höchſte in die Schmerzloſigkeit legte.

Beſonderes Vergnügen, ſich mit Perſonen, die man liebt, über Dinge zu erklären und weitläufig zu ſein, Empfinden rege zu machen, wenn man gleich weiß, daß, was man ſagt, nicht wahr iſt.

Die Menſchen wundern ſich, daß ich es beſſer weiß wie ſie, und es iſt kein Wunder, ſie halten ſehr oft für falſch, was ich denke.

Man muß nicht fürchten, überſtimmt zu werden, wenn uns widerſprochen wird.

Menſchen, die ihre Kenntniſſe an die Stelle der Einſicht ſetzen. (Junge Leute.)

Das Falſche (der Irrtum) iſt meiſtens der Schwäche bequemer.

Wenn ſie wüßten, wo das liegt, was ſie ſuchen, ſo ſuchten ſie ja nicht.

Die Güte des Herzens nimmt einen weiteren Raum ein als der Gerechtigkeit geräumiges Feld.

In weltlichen Dingen ſind nur zu betrachten die Mittel und der Gebrauch.

Drei Dinge werden nicht eher erkannt als zu gewiſſer Zeit:
ein Held im Kriege,
ein weiſer Mann im Zorn,
ein Freund in der Not.

Drei Klaſſen von Narren:
die Männer aus Hochmut,
die Mädchen aus Liebe,
die Frauen aus Eiferſucht.

Toll iſt:
wer Toren belehrt,
Weiſen widerredet,
von hohlen Reden bewegt wird,
Huren glaubt,
Geheimniſſe Unſichern vertraut.

Wer muß Langmut üben?
Der große Tat vorhat,
bergan ſteigt,
Fiſche ſpeiſt.

Jüdiſches Weſen: Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinſte geringſte Jude, der nicht entſchiedenes Beſtreben verriete, und zwar ein irdiſches, zeitliches, augenblickliches. Judenſprache hat etwas Pathetiſches.

Es kommt mir wunderbar vor, eine ſo tragiſche Schuld zu ſehen, daß eine Tragödie gar nicht darauf zu folgen brauchte.

Es iſt etwas unbekanntes Geſetzliches im Objekt, welches dem unbekannten Geſetzlichen im Subjekt entſpricht.

Vollkommne Künſtler haben mehr dem Unterricht als der Natur zu danken.

Die höchſte Abſicht der Kunſt iſt, menſchliche Formen zu zeigen, ſo ſinnlich bedeutend und ſo ſchön, als es möglich iſt.

Paris iſt offen, Italien wird's auch werden; ſolange uns der Atem bleibt, werden wir den Künſtler in das Weite der Welt und Kunſt und in die Beſchränktheit ſeiner ſelbſt weiſen.

Sich in ſeiner Beſchränktheit gefallen iſt ein elender Zuſtand; in Gegenwart des Beſten ſeine Beſchränktheit fühlen iſt freilich ängſtlich, aber dieſe Angſt erhebt.

Organiſche Natur: ins Kleinſte lebendig; Kunſt: ins Kleinſte empfunden.

Die Funktion iſt das Daſein, in Tätigkeit gedacht.

Urphänomene: ideal, real, ſymboliſch, identiſch. Empirie: unbegrenzte Vermehrung derſelben, Hoffnung der Hülfe daher, Verzweiflung an Vollſtändigkeit.

Urphänomen:

ideal als das letzte Erkennbare,
real als erkannt,
ſymboliſch, weil es alle Fälle begreift,
identiſch mit allen Fällen.

Alle Verhältniſſe der Dinge wahr. Irrtum allein in dem Menſchen. An ihm nichts wahr, als daß er irrt, ſein Verhältnis zu ſich, zu andern, zu den Dingen nicht finden kann.

Wiſſen: das Bedeutende der Erfahrung, das immer ins Allgemeine hinweiſt.

Bei den Kontroverſen darauf zu ſehen, wer das Punctum saliens getroffen.

Man hört, nur die Mathematik ſei gewiß; ſie iſt es nicht mehr als jedes andere Wiſſen und Tun. Sie iſt gewiß, wenn ſie ſich klüglich nur mit Dingen abgibt, über die man gewiß werden und inſofern man darüber gewiß werden kann.

Alle Kriſtalliſationen ſind ein realiſiertes Kaleidoſkop.

Es war ſchon bei den Römern, wenn ſie was Tüchtiges ſagen wollten, ſagten ſie's griechiſch. Warum wir nicht franzöſiſch?

... Das unheilbare Übel dieſer religiöſen Streitigkeiten beſteht darin, daß der eine Teil auf Märchen und leere Worte das höchſte Intereſſe der Menſchheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo ſich niemand beruhigt.

. . Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leſer widerſpricht; aber er muß doch ſtehen laſſen, was er ſchwarz auf weiß vor ſich hat. Ein anderer ſtimmt vielleicht mir bei, eben dasſelbe Exemplar in der Hand.

. . . Es iſt daher das beſte, wenn wir bei Beobachtungen ſoviel als möglich uns der Gegenſtände und beim Denken darüber ſoviel als möglich uns unſrer ſelbſt bewußt ſind.

# Anmerkungen

Zu ihrem Verständnis bedürfen die „Maximen und Reflexionen" kaum eines Kommentars. So dunkel auch viele von ihnen dank einer bewundernswürdig gedrungenen Knappheit des Ausdrucks zu sein scheinen, so will doch keine einem ehrlichen Nachsinnen ihre Bedeutung dauernd verhehlen. Der beste Kommentar wäre es freilich, wenn es gelänge, jedem Ausspruch seinen Platz in der Gedankenwelt Goethes anzuweisen, ihn zu seinen Geschwistern zu stellen, die mit ihm derselben Vorstellung entsprungen sind. Solche Kommentare haben Gustav v. Loeper und in weiterem Umfang Max Hecker zu geben versucht. Wir unsererseits müssen es dem Leser überlassen, nach dem Maß seiner Vertrautheit mit Goethe die zahlreichen Parallelstellen zwischen den Sprüchen und den Dichtungen, Briefen, Tagebüchern, sonstigen Schriften und Äußerungen aufzufinden. Hier können nur die notwendigsten Erläuterungen auf Grund selbständiger Nachprüfungen folgen.

Seite

4. „Einem bejahrten Manne usw." Schon in der „Nausikaa" vom April 1787 sagt Goethe:

Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohl gefällt;

er selbst hat bis ins höchste Greisenalter in galant-anmutigem Getändel mit holder weiblicher Jugend Anregung und Erfrischung gefunden.

7. „Es darf sich einer nur für frei erklären usw." ist schon eine Lebensmaxime des jungen Goethe. Tagebuch, Febr. 1778: „Bestimmteres Gefühl von Einschränkung, und dadurch der wahren Ausbreitung."

7. „Gegen große Vorzüge usw." Dies wunderbar tiefe Wort stammt von Schiller, der am 2. Juli 1796 an

Seite

Goethe schreibt: er habe bei der Lektüre des „Wilhelm Meister" empfunden, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe". Der gleiche Gedanke findet sich schon bei Spinoza.

8. „Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener usw." So hatte es Goethe selbst bestätigt gefunden, als er bei seinem Besuch in Berlin über Friedrich den Großen „seine eignen Lumpenhunde räsonnieren" gehört hatte (an Merck, 5. August 1778).

8. Montan in den Wanderjahren: „Aller Anfang ist schwer! Das mag in einem gewissen Sinne wahr sein; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen."

10. „Der wunderbarste Irrtum aber usw." Man denke an die Mühe, die Goethe auf seine Ausbildung in den bildenden Künsten verwendet hat und die erst bei seinen naturwissenschaftlichen Studien fruchtbar geworden ist.

13. Travers: Verkehrtheiten, Grillen, Schrullen (vgl. zu Kanzler v. Müller, 8. März 1824); eine Übersetzung braucht Goethe im Briefe an Frau v. Stein vom 25.—27. August 1782 in bezug auf den Prinzen August von Gotha: „Er ... hat keine fürstliche Queeren."

13. „Das Zufällig-Wirkliche usw." Unter Gesetzen der Freiheit im Unterschiede von denen der Natur sind Forderungen der höheren Sittlichkeit zu verstehen.

14. „Es bleibt einem jeden usw." ist ein Kantischer Grundsatz.

14. „Die sogenannten Naturdichter usw." ist veranlaßt worden durch die „Uhterlesenen pladdütschen Gedichte"

Seite

des Rostocker Naturdichters Dietrich Georg Babst, die Goethe am 30. Oktober 1820 kennen lernte. „Aufgeforderte" = angeregte.

14. „Die Natur verstummt usw." und viele der folgenden Sprüche zeigen Goethes Ingrimm auf Newtons Farbenlehre, die, statt einer unverkünstelten, gewissenhaften Naturbeobachtung zu vertrauen, ihr Heil in komplizierten Experimenten suche.

15. „Gewissen Geistern usw." Wieland ist es, der dieses Wort geprägt hat, in seinem Briefe an Bodmer vom 8. Juni 1752.

15. „Es werden jetzt Produktionen usw." Vgl. Goethes Worte zu Eckermann, 11. März 1828: „Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproduktiv zu nennen; denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer."

16. Die französische Form »Epopée« häufig bei Goethe und Zeitgenossen.

17. Clam, vi et precario: heimlich, mit Gewalt und bittweise.

17. „Ein lustiger Gefährte usw." ist ein altes Sprichwort. Rollwagen war im 17. Jahrhundert die Bezeichnung für den öffentlichen Post- und Reisewagen.

21. Mächler = Tätler. „Technischen und artistischen abgeschlossenen Tätigkeitskreisen sind die Wissenschaften mehr schuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf jene treu fleißigen Menschen oft nur als auf werkzeugliche Tätler hinabsieht." (Geschichte der Farbenlehre.)

Seite

22. „Wer meine Fehler überträgt usw." — übertragen in Goethes Sprachgebrauch soviel wie „ertragen".

22. Veni Creator Spiritus: Pfingsthymnus des Papstes Gregor VII. Von Goethe übersetzt am 9. April 1820 unter der Überschrift „Appell ans Genie". Die Bekanntschaft mit dem Original verrät bereits der Brief an Schiller vom 15. Nov. 1796.

24. Der Name „Konversationslexikon" bürgerte sich um 1800 ein und erregte Goethes Mißfallen. S. Zahme Xenien V: „Konversationslexikon heißts mit Recht, weil, wenn die Konversation ist schlecht, jedermann zur Konversation es nutzen kann."

24. „Die Zeit ist selbst ein Element", d. h. ein „Urphänomen", etwas Gegebenes, „das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben".

25. „Wenn man alle Gesetze studieren sollte usw." Dazu gibt Goethe im zweiten Heft des vierten Bandes von „Kunst und Altertum" folgende „Aufklärung":

„Auf Seite 44 des gegenwärtigen Heftes findet sich ein Sprüchlein, das man nicht gern weder unter die eigenen noch unter die angeeigneten zählen möchte; deswegen hier einige Erläuterung zu geben wäre, wie sich solches in die ernstere Gesellschaft geschlichen; es heißt: „Wenn man alle Gesetze studieren sollte, so hätte man keine Zeit, sie zu übertreten." Ich kenne so fleißige und eifrige Leser meiner Schriften, die bei wenigem Nachdenken gleich entdecken würden, wohin dieses Paradoxon eigentlich gehöre; da nun aber dies vom größeren Publikum nicht zu erwarten ist, dem ich doch auch Rechenschaft schuldig bin, so will ich nur gestehen, daß diese verwegenen Worte dem neapolita-

Seite

nischen Prinzeßchen angehören, Worte, welche ich in meiner italienischen Reise vergessen und wie sie mir wieder einfielen, auf ein Zettelchen geschrieben hatte. Dieses kam zufällig unter andere ernstere und mehrbedachte Blättchen, es schlich sich ein und zog so sachte mit fort, bis es endlich zum Druck gelangte. Dieser Zufall aber, dieses Übersehen gibt mir Gelegenheit auszusprechen, wie anmutig und geistreich dieser eingestreute Scherz sich damals erwies. Jene heitere Schöne war leibliche Schwester von Filangieri, welches ich am angeführten Orte verschwieg. Ein leidenschaftlich ernster Mann, wie er war, eingenommen von dem Thema, das er so ausführlich behandelt hatte (denn es standen schon zehen Bände über Gesetzgebung von ihm gedruckt), war geneigt, mit einem jeden, dem er sein Vertrauen schenkte, aufrichtig und eindringlich über die Mängel der Gegenwart und über die Hoffnung einer bessern Zukunft zu sprechen. Da er nun einst der Schwester, die ganz andere Dinge im Sinn hatte, mit einem Gespräch von Gesetzen und aber Gesetzen in die Quere kam, fuhr sie mit jenem Spruche heraus, den man ihr, zu so viel anderem, wegen sonstiger Anmut gar gern verzeihen wird, ohne sich als guter Staatsbürger denselben im mindesten anzueignen."

25. „Leichtsinnige usw." Lenz, Bürger und Zach. Werner gehören hierher.

25. „Ich möchte gern ehrlich mit dir sein usw." Diese Worte scheinen an Friedrich Heinrich Jacobi gerichtet zu sein.

26. Das politische Schlagwort „liberal" fand nicht Goethes Zustimmung.

Seite

26. Der Spruch des Archimedes lautet bekanntlich: „Gib mir einen Punkt, wo ich beharren kann, und ich werde die Erde bewegen.“ Der Mineraloge Karl Wilhelm Noſe, der nach erfolgreicher ärztlicher Tätigkeit als Privatmann in Endenich bei Bonn lebte, ſuchte in der Geologie zwiſchen dem von Goethe vertretenen Neptunismus und dem immer mehr Geltung gewinnenden Vulkanismus zu vermitteln.

27. Etiam nihil didicisti: Auch du haſt nichts gelernt.

27. „Auch Bücher haben ihr Erlebtes uſw.“ iſt eine Überſetzung des Wortes von Terentianus Maurus: Pro captu lectoris habent sua fata libelli.

27. Domenichin: der bekannte italieniſche Maler Domenico Zampieri (1581—1641).

28. „Mannräuſchlein“ fand Goethe bei Hans v. Schweinichen; richtig heißt es „Maurauſchlein“, Koſeform des ſchleſiſchen „Maruſcha“ = Marie.

28. „Hiddenſee“ iſt eine kleine Inſel bei Rügen (Hytthimſöe = Hütteninſel).

30. Madame Rolands »Mémoires« waren 1820 zu Paris in zwei Bänden erſchienen. Sie werden im Tagebuch erwähnt, 15.—19. Febr. 1820.

34. „Wer viel mit Kindern lebt uſw.“ und die beiden folgenden Sprüche ſind aufmerkſame Beobachtungen, die Goethe bei der Entwicklung ſeiner beiden Enkel (geb. 1818 u. 1820) anſtellte.

36. „Einem jeden wohlgeſinnten Deutſchen uſw.“ iſt gleichbedeutend mit Schillers Gebot der äſthetiſchen Erziehung.

39. „Der Despotismus fördert die Autokratie uſw.“ darf nicht als Anerkennung des Despotismus aufgefaßt

Seite

werden. Goethe war kein Verehrer des Despotismus. „Das Bild eines Despoten, wenn es auch nur in der Luft schwebt, ist edlen Menschen schon fürchterlich.“ (Italien. Reise.) Der Begriff eines Autokraten in ethischem Sinne war Goethe geläufig.

39. „Alles Spinozistische usw.“ Die richtige Deutung dieses dunkeln, vielkommentierten Spruches hat erst Hecker gegeben. Indem der Dichter, dem Hauptzweck seines Werkes zuliebe, die Schicksale der Einzelpersonen nach Belieben modelt und umgestaltet, bringt er den Grundgedanken Spinozas zu praktisch-ästhetischer Geltung, wonach nur der Substanz Wert und Dauer zukommt, indessen die Einzeldinge nichtig sind; zugleich aber ist, von einem kritisch-reflektierenden Standpunkt aus betrachtet, diese Nichtachtung der Einzelwesen machiavellistisch, d. h. unsittlich, verrucht. Der Satz gibt somit eine Art ästhetisches Gegenstück zu der ethisch-praktischen Reflexion (Seite 28), daß der Handelnde immer gewissenlos sei, Gewissen nur der Betrachtende habe. — Niccolò Machiavelli wurde 1469 in Florenz geboren und starb 1527 ebenda.

40. „Wenn ein deutscher Literator usw.“ Goethe denkt an Kotzebue. Durch seine Anschuldigung, Goethe strebe eine literarische Tyrannis an, hat Kotzebue sich zum ästhetischen Volkstribunen aufzuschwingen gesucht.

43. Hydra: Insel im Ägäischen Meer, südlich von Athen; ihre Bewohner kämpften im Freiheitskriege der Griechen gegen die Türken in den ersten Reihen. Hecker weist darauf hin, daß am Schluß der Betrachtung Goethe auf den Branderführer Konstantin Kanaris (1790—1877) anspielt, der zweimal, am 19. Juni und 9. November

Seite

1822, das türkische Admiralschiff in die Luft gesprengt hat.

44. Wocken: niederdeutsche Form für Rocken.

45. Johannes Secundus (Jan Nicolai Everaerts), ein neulateinischer Dichter, der von 1511 bis 1536 lebte. An Frau v. Stein sandte Goethe ein Gedicht „An den Geist des Johannes Secundus."

45. „Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte usw." bezieht sich auf die Verfasserin des Gedichts »La Vision«, Delphine Gay, spätere Madame de Girardin.

48. „Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen usw." d. h. eine Vermittlerin zwischen Welt und Individuum.

49. „Diese Neigung usw." Wie mächtig Gewohnheit zusammenschließt, erfuhr Goethe in seinem Verhältnis zu Christiane Vulpius.

50. „Das Höchste usw." und die folgenden vier Aussprüche sind veranlaßt worden durch ein Büchlein von Wilhelm v. Schütz „Zur Morphologie". Auch andre Sprüche dieses Abschnittes knüpfen an Schütz an.

52. Goethes Interesse für die „Entdeckung der Luftballone" ist bekannt.

52. „Metempsychose": Seelenwanderung.

53. „Die Wissenschaft hilft uns usw." ist verwandt mit dem Begriff des „Erstaunens", wie ihn Aristoteles und Plato angewendet haben. „Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum." Zu Eckermann, 18. Febr. 1829: „Das Höchste, wozu der Mensch ge-

Seite

langen kann, ist das Erstaunen." In diesem Sinne auch im Faust und in der Parabase: „Zum Erstaunen bin ich da."

55. „Im Reich der Natur usw." Das „Reich der Freiheit": Kants intelligible Welt.

57. „Mit der Farbe geht's ebenso ..., wo sie zu Hause ist," d. h. in uns selbst.

57. Der Magnet ist natürlich kein Urphänomen. „Goethe nimmt das Urphänomen, bei dem man sich zu beruhigen hat, durchweg zu früh an, bei Erscheinungen, die sich noch auf allgemeinere zurückführen lassen." (Max Morris.)

61. Das „Widerwärtige": das Widerstrebende.

69. Über den Aberglauben als Bestandteil menschlichen Wesens vgl. das Kapitel „Roger Bacon" der Geschichte der Farbenlehre. Riemers Tagebuch, 12. Dez. 1806: „Der sogenannte Aberglaube beruht auf einer viel größern Tiefe und Delikatesse als der Unglaube."

71. „Der Dichter ist angewiesen usw." Vgl. „Ein Wort für junge Dichter." Zu Eckermann, 29. Jan. 1826: „So lange er [der Dichter] bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet."

71. „Shakespeare ist usw." Eine Warnung, die aus eigener Erfahrung hervorgeht. Wie sehr Goethe durch Shakespeares Einfluß (nach Herders scharfem „Creditiv") „verdorben" worden war, zeigt sein „Gottfried v. Berlichingen."

Seite

72. „Man ist nur eigentlich lebendig usw.“ Vgl. das Gedicht „Den Freunden“. (Wohlwollen unsrer Zeitgenossen — das bleibt zuletzt erprobtes Glück.)

75. „Kein Mensch muß müssen“, der Derwisch in Lessings Nathan I. 3. — Der „geistreiche, frohgesinnte Mann“ ist Zelter (siehe seinen Brief an Goethe vom 4. Jan. 1826), der „Dritte“ ist Goethe selbst.

77. „Was ist das Allgemeine? usw.“ Das Zentrum des Goethischen Denkens auf künstlerischem und naturwissenschaftlichem Gebiet.

78. „Alles, was wir Erfinden usw.“ Dieses fruchtbare Aperçu schildert Goethes Empfindungen bei Entdekkung des menschlichen Zwischenkiefers und der Pflanzenmetamorphose.

78. „Es gibt eine zarte Empirie usw.“ Diesen Spruch sandte Goethe am 5. Okt. 1828 an Zelter.

79. „Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten usw.“ Vgl. die Worte des Erdgeist im Faust.

83. „Die Vernunft hat nur usw.“ Diesen und die folgenden drei Sprüche muß man aus dem Zustand der Geologie zu Goethes Zeiten erklären.

84. „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität.“ In den Wanderjahren heißt es: „Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie.“ Schiller im Demetrius: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.“

84. „Die Mathematik usw.“ In diesem und den folgenden fünf Aussprüchen stellt Goethe nach Morris gegenüber der mathematischen Behandlung der Physik die

Seite

seiner Künstlernatur allein mögliche Erfassung der Körperwelt durch Anschauung und Idee als die allein berechtigte hin.

85. Joseph Ludwig Lagrange, Mathematiker und Astronom, gestorben 1812 zu Paris.

88. „Eine eklektische Philosophie usw." und der folgende Spruch wurden durch Viktor Cousin veranlaßt, der seine Philosophie Éclecticisme Impartial nannte und auf Plato, Descartes und Hegel begründet hatte.

89. Euklid (Eukleides), griechischer Mathematiker, hat die zu seiner Zeit bekannte reine Mathematik in seinen „Elementen" (Stoicheia) wissenschaftlich zusammengestellt, die allen ähnlichen Werken bis auf unsre Zeit zum Vorbild gedient haben.

89. Heautognosie: Selbstschau, griech. Vgl. den Vers: „Gibts denn einen modernen Poeten ohne Heautontimorumenie?"

94. „Wenn man den Tod abschaffen könnte usw." Goethes Straßburger Thesen verlangen: „Poenae capitales non abrogandae."

98. „Was ich recht weiß usw." Nach Lukians Spruch: Nec quidquam sapit qui sibi non sapit.

100. „Der unschätzbare Vorteil usw." Vgl. an Reinhard, 2. März 1827.

102. Lawrence Yorik-Sterne, engl. Humorist, 1713—1768.

104. „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt" und „Die originalsten Autoren usw." entstammen der Aphorismensammlung von Richard Griffith „The Koran". Das krause Buch wurde Lorenz Sterne zugeschrieben.

106. Serail: französische Form des aus dem Persischen stammenden Wortes Serâi d. i. großes Haus, Palast.

Seite

106. Empiriker: ein wiſſenſchaftlicher Forſcher, der allein auf die Erfahrung baut.

107. Bronto- und Niphotheologie: die Lehre von der Erkenntnis Gottes aus Naturerſcheinungen.

112. Pandora: die alles Gebende.

115. „Es gibt Menſchen uſw.“ Auch hier, und an vielen folgenden Stellen, bezieht ſich Goethe auf Kotzebue, der ihn mit Abneigung und Haß verfolgte, und deſſen Exiſtenz er „als ein notwendiges und zwar günſtiges Ingrediens“ zu der ſeinigen ſich zu betrachten angewöhnt hatte.

119. „Es iſt beſſer, eine Torheit uſw.“ Ähnlich heißt es im „Weſt-öſtlichen Divan“: Laß dich nur in keiner Zeit zum Widerſpruch verleiten! Weiſe fallen in Unwiſſenheit, wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.

124. Mazarin: Jules Mazarini, Kardinal und franzöſiſcher Staatsmann (1602—1662).

124. „Wenn man einige Monate uſw.“ Vgl. an Zelter, 29. April 1830: „Seit den ſechs Wochen, daß ich die franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen laſſe, iſt es unſäglich, was ich für Zeit gewann.“ Goethe war kein Freund des Zeitungsweſens. Vgl. u. a. an Reinhard, 25. Jan. 1813; an Müller, 14. Dez. 1808, 23. März 1830; Zelter, 29. April 1830; Soret, 6. März u. 12. Juni 1830.

125. „Die Engländer werden uns beſchämen uſw.“ richtet ſich wider die Deutſchtümelei der damaligen Zeit.

125. „Der pedantiſche Purismus uſw.“ Goethe hat oft ſeine Stimme erhoben gegen einen beſchränkten Purismus und gegen eine verblendete Abweiſung ausländiſcher Bildungsmittel.

Seite

126. Sauroktonos: Eidechsentöter, Beiname des Apollon.

126. Sibyllinische Bücher: die Weissagungen der Cumäischen Sibylle. Es waren drei Rollen, die als „Libri Sibyllini" in Rom im Kapitolinischen Tempel aufbewahrt wurden. Goethe spielt häufig an auf die Sage von ihrer Erwerbung durch Tarquinius Superbus: an Schiller, 10. März 1798: „... es geht jetzt mit Grund und Boden wie mit den Sibyllinischen Büchern"; an Klinger, 8. Dez. 1811: „Das Leben ist den Sibyllinischen Büchern ganz gleich; je knapper, je teurer"; an Zelter, 2. Mai 1827: „es ist, als ob man diesen letzten Lebensblättern einen gesteigerten Wert beilege"; ferner an Zelter, 19. März 1827, und an Schultz, 29. Juni 1829.

127. Epitomator: von Epitome, d. i. Auszug, Inbegriff.

128. Goffo: Tolpatsch, eine komische Figur des italienischen Theaters; Moroso: ein Saumseliger.

128. Ubiquität: Allgegenwart Gottes, besonders des Leibes Christi in den Abendmahlselementen.

129. „Der Scharfsinn verläßt usw." Goethe selbst kann als Beispiel für die Richtigkeit dieses Ausspruchs gelten; so schreibt Horn, Goethes Jugendfreund, am 3. Okt. 1766 an einen gemeinsamen Bekannten: „... er mag eine Parthey nehmen welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kan."

131. Ate: eine Tochter des Zeus.

131. „Ovid blieb klassisch usw." Vgl. Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung".

131. Sakuntala: Drama von Kalidasa. Vgl. Goethes Aufsatz „Indische und chinesische Dichtung" (1821).

Seite

133. Schmidt von Werneuchen: Friedr. Wilh. Aug. Schmidt (1764—1838). Seine Gedichte verspottete Goethe in den „Musen und Grazien in der Mark".

139. Martin Schön: Schongauer (gest. 1488), der elsässische Maler, dessen Vorbild der junge Dürer aufsuchte.

140. Praxiteliden: Schüler des berühmten griechischen Bildhauers Praxiteles, der mit Skopas der Hauptvertreter der jüngern attischen Bildhauerschule war.

140. Huysum: niederländischer Blumen- und Fruchtmaler (1682—1749).

144. Chodowieckis Spezialität war die treue und anmutige Schilderung der bürgerlichen Gesellschaft. Zu Eckermann 25. Okt. 1823 über Daniel Chodowiecki: „die bürgerlichen Szenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es nichts."

144. „Ein edler Philosoph usw.": Schelling, Vorlesungen über Philosophie der Kunst. Zu Eckermann, 23. März 1829: „Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden, wo ich die Baukunst eine erstarrte Musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunst ausgeht, kommt dem Effekt der Musik nahe."

145. „Minor": die Moll-Tonart, so genannt nach der kleinen Terz.

145. Kantilene: Lied.

150. Baco von Verulam: Francis Bacon, der Begründer der neuern Erfahrungswissenschaft (1561—1626).

153. Parallaxe: Unterschied der Winkel, unter welchen man einen Punkt aus den beiden Endpunkten einer geraden Linie sieht.

Seite

154. Kant: Über Goethes Beziehungen zu Kant vgl. Karl Vorländer „Kant, Schiller, Goethe. Gesammelte Aufsätze", Leipzig 1907.

156. Renatus Carteſius: René Descartes, der berühmte Philoſoph (1596—1650). Vgl. an Staatsrat Schultz, 28. November 1821: „Wie die Natur uns täglich umarbeitet, ſo können wirs auch nicht laſſen, das Gethane umzuthun."

158. Genetiſches Verfahren: Methode, die Entſtehung und allmähliche Entwicklung darſtellt.

159. „Der Granit uſw." Die erratiſchen Felsblöcke im Norden Deutſchlands ſind durch Gletſcher der Eiszeit aus Skandinavien hergetragen worden.

163. Stöchiometrie: Lehre von den Maß- und Gewichtsverhältniſſen, nach denen die Körper ſich chemiſch verbinden; Oryktognoſten: Erſcheinungen der Oryktognoſie: Mineralienkunde.

164. C. C. v. Leonhards „Charakteriſtik der Felsarten" und Cleavelands „Mineralogie".

164. C. G. Carus, Mediziner (1789—1869); Nees von Eſenbeck, Botaniker und Naturphiloſoph (1776—1858).

166. Tycho de Brahe: der berühmte Aſtronom (1546—1601).

168. Ritter Ludovico Ciccolini war Profeſſor der Aſtronomie zu Bologna.

170. Die Stücke der Abteilung „Fragmentariſches aus dem Nachlaß" ſind ſtiliſtiſch unfertig und auch als „Maxime" oder „Reflexion" zweifelhaft. Neben bloßen Leſefrüchten begegnen wir hier ſkizzenhaften Entwürfen zu unausgeführt gebliebenen Aufſätzen.

# Bücher aus dem Insel-Verlage

## Briefe der Frau Rath Goethe

Geſammelt und herausgegeben von

**Albert Köſter**

Zwei Bände — Dritte Auflage

Geheftet 10 Mark; in Halbfranz 14 Mark

---

## iefe von Goethes Mutter

In Auswahl

herausgegeben und eingeleitet von

**Albert Köſter**

Mit einer Silhouette der Frau Rath

11.—20. Tauſend — In Pappband

2 Mark

---

die zweibändige, vollſtändige Ausgabe der Briefe der Frau Goethe in kurzer Zeit in über 4000 Exemplaren Ver- funden hatte, ſchien dem Verlage die Zeit gekommen zu ſein, ıſtaltung einer billigen Auswahlausgabe den herrlichen Schatz, Aja uns hinterlaſſen hat, in die weiteſten Kreiſe zu tragen. nen Ausgabe, die in Ausſtattung und Preis ein Seitenſtück „Sprüchen in Proſa“ bilden ſoll, ſind vor allem die Briefe ı worden, die einen beſonderen literariſchen Charakter tragen von theatergeſchichtlichem Intereſſe ſind; alles aber iſt ge- was Züge zu dem leuchtenden Bild der unvergleichlichen Frau t. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchen- vergnügt von mir weggegangen iſt“ — ſchreibt Frau Rath Nun dürfen viele Tauſende, denen die Anſchaffung der voll- Ausgabe nicht möglich iſt, von neuem die Wirkung dieſer ın ſich verſpüren.

# Die Briefe der Frau Rath Goethe

Gesammelt und herausgegeben von

**Albert Köster**

Zwei Bände — Dritte Auflage
Geheftet 10 Mark; in Halbfranz 14 Mark

---

# Briefe von Goethes Mutter

In Auswahl

herausgegeben und eingeleitet von

**Albert Köster**

Mit einer Silhouette der Frau Rath
11.—20. Tausend — In Pappband
2 Mark

---

Nachdem die zweibändige, vollständige Ausgabe der Briefe der Frau Rath Goethe in kurzer Zeit in über 4000 Exemplaren Verbreitung gefunden hatte, schien dem Verlage die Zeit gekommen zu sein, durch Veranstaltung einer billigen Auswahlausgabe den herrlichen Schatz, den Frau Aja uns hinterlassen hat, in die weitesten Kreise zu tragen. In der kleinen Ausgabe, die in Ausstattung und Preis ein Seitenstück zu Goethes „Sprüchen in Prosa" bilden soll, sind vor allem die Briefe fortgelassen worden, die einen besonderen literarischen Charakter tragen und die von theatergeschichtlichem Interesse sind; alles aber ist geblieben, was Züge zu dem leuchtenden Bild der unvergleichlichen Frau hinzuträgt. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist" — schreibt Frau Rath einmal. Nun dürfen viele Tausende, denen die Anschaffung der vollständigen Ausgabe nicht möglich ist, von neuem die Wirkung dieser Gnade an sich verspüren.

# Goethes Briefe an Frau von Stein

Herausgegeben von

## Julius Peterſen

Zweite Auflage

Drei Bände. Titel und Einband von H. Vogeler

Geheftet M. 7.—; in Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—

---

Den edelſten Schatz deutſcher Liebesbriefe und zugleich das bedeutendſte Lebensdokument unſres größten Dichters beſaßen wir bisher zwar in einer philologiſch unübertrefflichen, nicht aber in einer Ausgabe, die unſern heutigen Anſprüchen an das äußere Gewand eines Buches genugtäte. Eine ſchöne, handliche Taſchenausgabe davon zu ſchaffen und ſo den koſtbaren Gehalt in ein edles Gefäß zu füllen, war eine dankbare Aufgabe. Der Herausgeber gibt eine ſchöne und inhaltsreiche Einleitung in die ganze Sammlung und am Schluß jeden Bandes das zum Verſtändnis nötige in Anmerkungen.

Drei Silhouetten: Frau von Stein mit dem Bildnis ihres Sohnes Fritz, Goethe mit Fritz von Stein und eine vor kurzem aufgefundene Silhouette der Frau von Stein aus Knebels Nachlaß ſind den Bänden beigegeben. Heinrich Vogeler hat in der Ausſchmückung ſein beſtes getan.

---

# Briefe an Fritz von Stein

Herausgegeben von

## Ludwig Rohmann

Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—

---

Charlottens Lieblingsſohn und Goethes Zögling, Fritz von Stein, hatte in ſeinem ſchickſalsreichen Leben ſeit ſeinen Knabentagen viele Briefe von Mutter und Geſchwiſtern erhalten und ſie mit dem großen Schatz der Goethebriefe, die Charlotte ihm anvertraut, liebevoll bewahrt. Der größte Teil der ſpäter weit verſtreuten Briefe iſt im Beſitz von Nachkommen Fritz von Steins zuſammengeblieben; aus ihm hat Ludwig Rohmann nun alles Mitteilenswerte herausgehoben und zu einem Bande von hohem Reiz vereinigt. Eine kurze Selbſtbiographie Fritzens von Stein leitet die Briefe ein. In ihnen ſpiegeln ſich das literariſche Weimar, der Hof und die weimariſche Geſellſchaft; vor allem iſt von Goethe und ſeinem Hauſe darin natürlich viel die Rede.

# Goethe im Gespräch

Herausgegeben von

## Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger

Dritte Auflage

Geheftet M. 5.—; in Leinen M. 6.—; in Ganzleder M. 8.—

Von Goethes Werken und Briefen und von den Gesprächen mit Eckermann besaßen wir bereits schöne und mustergültige Ausgaben. Zu ihnen gesellt sich als viertes unsere Ausgabe der Goethischen Gespräche mit Schiller, Wieland, Herder, Schlegel, Napoleon, Voß, Riemer, Boisserée, Kanzler von Müller, Soret, Felix Mendelssohn-Bartholdy und anderen. Diese vier Goethe-Werke werden künftig den eisernen Bestand der Bibliothek eines jeden Goethefreundes bilden.

# Goethes Tod

## Dokumente und Berichte der Zeitgenossen

herausgegeben von

## Carl Schüddekopf

Mit 7 Lichtdrucktafeln und Faksimiles

Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—

Wie über Goethes reiches Leben bis in alle Einzelheiten ein fast unübersehbares Material auf uns gekommen ist, so sind auch viele gedruckte und ungedruckte Briefe und Dokumente über seine letzten Tage, seinen Tod und seine Leichenfeiern vorhanden. Zu einer gesammelten Herausgabe der wichtigsten jener Dokumente gab der 75. Todestag Goethes, der 22. März 1907, den äußeren Anlaß. An eine Darstellung des Todes und der Trauerfeiern — die freilich die Mehr-Licht-Legende zerstören mußte, schließen sich u. a. der Text der Leichenrede und eine Anzahl meist unveröffentlichter Briefe und Trauerdichtungen an. Sechs Tafeln, darunter die Prellersche Zeichnung „Goethe auf dem Sterbebette“ und die Todesanzeige sind dem Buche beigegeben.

# Clemens Brentano's Frühlingskranz

aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte, von Bettina von Arnim.

Taschenausgabe in zwei Bänden, eingeleitet von Paul Ernst.
Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann.
Geheftet M. 6.—; in Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—

---

# Die Günderode

von

## Bettina von Arnim

Taschenausgabe in zwei Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Paul Ernst.

Titelrahmen und Einbandzeichnung von W. Tiemann.
Geheftet M. 7.—; in Leinen M. 9—; in Leder M. 10.—

---

Das erste dieser Bücher ist Bettinens Jugendbriefwechsel mit ihrem Bruder; es ist ein inniges, „frühlingsduftendes Buch", in dem sie uns eines der schönsten Dokumente der jüngeren Romantik bewahrt hat. Sie tat es nach dem ausdrücklichen Wunsch und Willen des Bruders: „Und, liebes Kind, bewahre meine Briefe, und lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben; ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossenes Paradies zurückkehren." Das andere enthält ihre Korrespondenz mit dem unglücklichen Stiftsfräulein Karoline v. Günderode — freilich so wenig wie der Frühlingskranz in aktenmäßiger Treue. Aus wirklichen Briefen hat Bettina vielmehr ein Kunstwerk geformt, aber ein Kunstwerk in ihrem Sinne: es ist kein Briefroman mit Schürzung und Lösung eines Knotens, sondern ein echt romantischer Wirbel von allerlei Dingen, bunt wie der Märchentraum und vielstimmig wie die Gedichtbücher jener Tage.

# Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans (Liselotte)

Herausgegeben von

## Hans F. Helmolt

Mit 2 Bildnissen der Herzogin in Heliogravüre

Zwei Bände. Geheftet M. 12.—; in Halbfranz M. 16.—

---

Liselotte — unter diesem Namen ist heute noch die pfälzische Prinzessin populär, die, auf dem Heidelberger Schlosse aufgewachsen, durch ihre Heirat die Schwägerin Ludwigs XIV. wurde, aber inmitten eines verderbten Hofes, an der Seite eines sittenlosen Gatten ihren reinen Sinn, ihr unverfälschtes Herz und ihr Deutschtum sich bewahrte und in ihrer innern Einsamkeit dem oft bedrängten Herzen dadurch Luft machte, daß sie unzählige Briefe, voll von köstlichem, derbem Humor, voll tiefer und unbestechlicher Beobachtungsgabe in die deutsche Heimat schrieb.

Muß man diesen Briefen den höchsten Wert zusprechen wegen ihres reichen politisch- und namentlich kulturhistorischen Inhalts, und weil sie schildern, wie deutsche Augen den Sonnenkönig und seinen Hof sahen, so sind sie uns fast mehr noch durch die kernige deutsche Herzens- und Gemütsart der vortrefflichen Frau, die sie geschrieben hat. Der Vergleich mit einer andern deutschen Frau, die fast dem gleichen Boden entstammt, und ihren Briefen drängt sich auf jeder Seite dem Leser auf: der Vergleich mit Goethes Mutter. Gerade jene Eigenschaften, die sie uns so lieb machen, sind beiden gemeinsam.

Die uns erhaltenen Briefe — es sind nahe an 3000 — waren bisher fast nur in gelehrten Sammlungen, die dazu noch zum größten Teil nur für die Mitglieder einer Gesellschaft gedruckt wurden, zugänglich. So ist es zu erklären, daß diese schönen und wichtigen Dokumente deutschen Geisteslebens der Vergangenheit außerhalb gelehrter Kreise fast unbekannt sind. Unsere Ausgabe soll diese Lücke ausfüllen; sie ist eine gewissenhaft getroffene Auswahl des Wichtigsten, dauernd Wertvollen aus allen erreichbaren Briefen Liselottens. Auch viele bisher unbekannten oder verschollenen Briefe sind darin enthalten. Dafür, daß sie auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage ruht, bürgt der Name des Herausgebers, den der Verlag gewonnen hat.

# Wielands Ausgewählte Werke

in drei Bänden

Herausgegeben von

## Franz Deibel

In Leder M. 15.—; in Pergament M. 20.—

Diese drei Bände enthalten den Oberon, die besten der kleinen Verserzählungen und die Abderiten, alle Dichtungen Wielands also, die weiteren Kreisen noch heute vertraut und lebendig sind oder doch sein sollten. Den ersten Band leitet Goethes herrliche Rede zum Andenken Wielands ein. Durch diese Ausgabe, die Walter Tiemann durch Doppeltitel- und Einbandzeichnung auf das anmutigste geschmückt hat, wird der heute über Gebühr vernachlässigte, graziöse Dichter gewiß wieder viele Leser finden.

# Kortum, Die Jobsiade

Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen

Neue Ausgabe, mit den Holzschnitten der Originalausgaben, Zierstücken von Walter Tiemann und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. In Pappband M. 6.—

Es hieße offene Türen einrennen, wollte man zum Lobe der Jobsiade noch etwas sagen. Seit hundert Jahren führt sie ein unverwüstliches Leben; sie ist für hoch und niedrig zum Volksbuch im eigentlichsten Sinne des Wortes geworden und hat mit ihrem burlesken Humor das Zwerchfell ungezählter Tausender erschüttert. Das unsterbliche Epos vom Kandidaten und Nachtwächter Jobs trägt nun wieder ein angemessenes Gewand. Der Verlag hat es in dem Format der Originalausgabe mit schönen Frakturlettern auf graues Fließpapier neu drucken lassen und die alten Holzschnitte in ihrer ursprünglichen Größe getreu wiedergegeben. Otto Julius Bierbaum aber hat der neuen Ausgabe eine gereimte Einleitung mit auf den Weg gegeben, die wie ihr Gegenstand von köstlichem Humor durchtränkt ist.

# Mozart auf der Reiſe nach Prag

Eine Novelle von

## Eduard Mörike

Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann

Geheftet M. 2.50; in Leder M. 4.—

---

Mörike hat in die kurze Stunde, die der Leſer dieſer anmutigſten Dichtung mit Mozart und ſeiner Konſtanze verlebt, den ganzen hinreißenden Zauber der Perſönlichkeit Mozarts gelegt und uns in den heiter flüchtigen Ereigniſſen mit natürlicher Kunſt das lebendige Bild des Genius entwickelt. Der melodienreiche Geiſt des Meiſters ſingt und klingt mit ſüßer Gewalt aus der Novelle heraus. In ihr hat Mörike ſeine Kunſt zu der des Gefeierten emporgereckt; mit ſeinem Ausdrucksmittel ſchuf er Mozartſche Muſik.

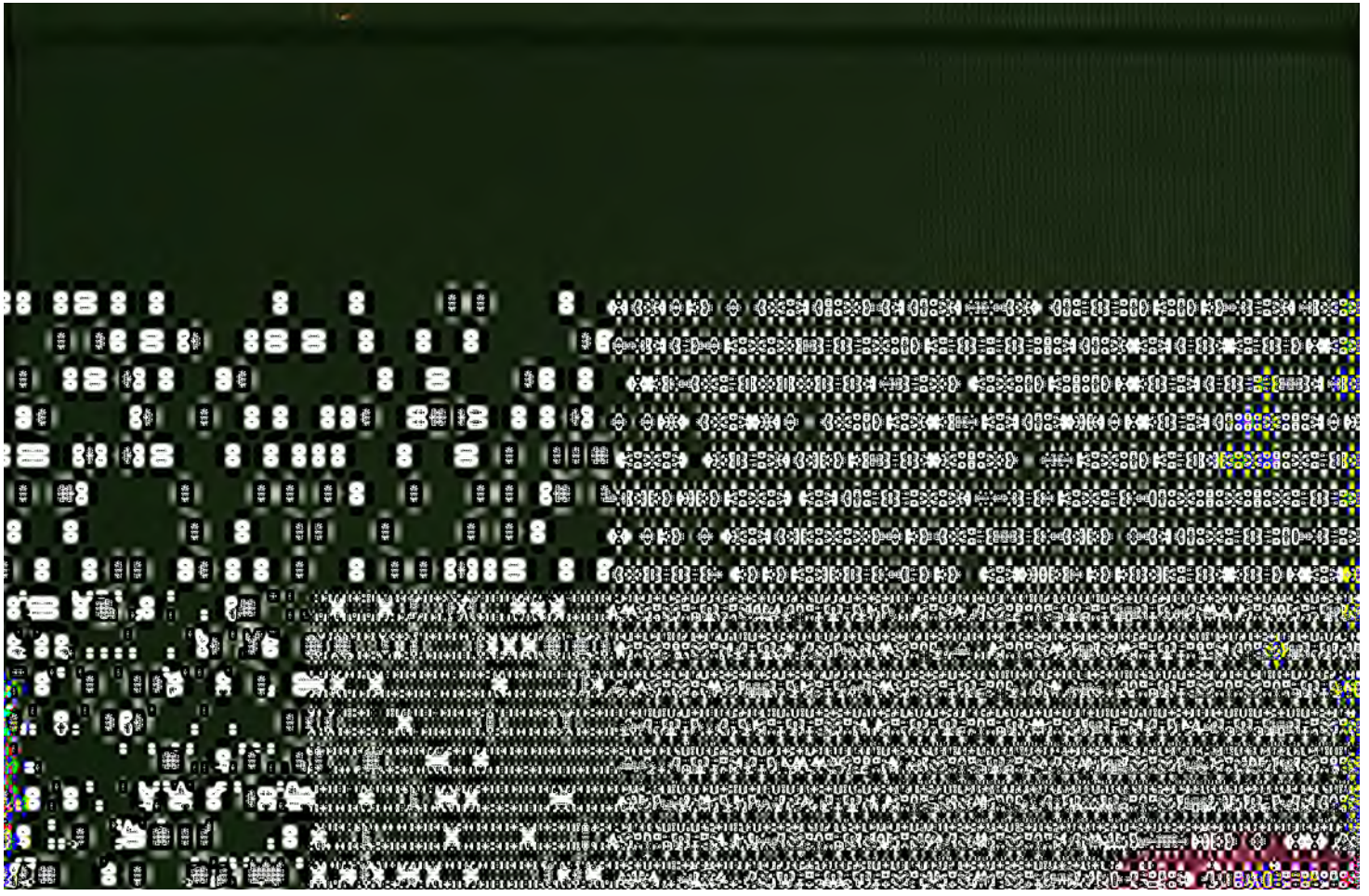
---

# Adalbert Stifters Studien

Neue, vollſtändige Taſchenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. Mit einer Einleitung von J. Schlaf und zwei Titelzeichnungen ſowie Einbandzeichnung von Carl Walſer. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—; in Pergament M. 10.—

---

Der Ruhm der Geſammelten Novellen Stifters, die der Dichter beſcheiden als „Studien“ bezeichnet hat, iſt feſt begründet; mit Recht, denn ein unvergleichlicher Natur- und Menſchenſchilderer offenbart ſich in ihnen. Unſere Ausgabe umfaßt zwei handliche Bände, die bequem in Wald und Feld mitgenommen werden können, dahin, wo Stifter eigentlich geleſen werden ſollte.

# Bücher aus dem Insel-Verlage

APR 10 1958